



Berlin, den 26. November 1898.

## Die Kreuzfahrer.

**L**ippe, nichts als Lippe. Allenfalls noch der Bankdiskont, Fajshoda und der ewige Drehsuß. Auf müden Beinen hatte ich mich aus der Krankenstube ins Kaffeehaus geschleppt, um ein Echo des Tageslärmes durch die Blätter rauschen zu hören, und merkte nun wieder einmal, wie wenig man verliert, wenn man gezwungen ist, ein paar Tage oder auch Wochen lang auf die Lecture der lieben Zeitungen zu verzichten. Alles stand noch auf dem alten Fleck, keines neuen Gedankens Wehen hatte die Zinnen der Holzpapierfestung gestreift. Der lippische Handel hätte nie so betrübende Formen angenommen, die Lockerung des Reichsgebälles den froh glogenden Blicken längst nicht mehr neidischer Fremden nie so unbarmherzig enthüllt, wenn die Presse ihn gleich anfangs ernst und ehrlich, ohne wechlerzünftige Dialektik, besprochen hätte. Die Höhe des Bankdiskonts ist ein neues Symptom der nahenden Industriekrisis: die Ueberspannung rächt sich, Kapital und Kredit wird theuer und eines nicht mehr fernes Tages werden wir auch auf diesem Gebiet die Segnungen einer den ganz anders gewordenen Verhältnissen Englands entlehnten Exportpolitik am eigenen Leibe erkennen lernen. Der Fajshodastreit ist einstweilen erledigt, seit Graf Murawiew in Paris war und die französischen Minister nicht im Zweifel darüber gelassen hat, daß Rußland keine Lust hat, jetzt gerade die Ereignisse im Nillande zum Vorwand für den Beginn der Abrechnung mit den Briten zu nehmen. Und Herrn Drehsuß sollte man nun wenigstens, da seine Sache vom höchsten bürgerlichen Gericht der Republik sorgsam revidirt wird, endlich ruhen lassen. Sieht es im Deutschen Reich denn gar keine große politische Aufgabe mehr, keine Möglichkeit schöpferischen Voll-

bringens oder auch nur Versuchens, und ist es nicht die wichtigste Pflicht der Presse, einer Regierung, die am Liebsten wohl still latitiren möchte, zu lohnenden Zielen den Weg zu weisen? So dachte ich, legte seufzend das letzte Abendblatt aus der Hand und wollte sacht wieder heimwärts schleichen.

Ein alter Herr, so gegen Sechzig, der täglich am Nebentisch sitzt und mich mitunter in ein politisches Gespräch zieht, trat in sichtlich gehobener Stimmung heran und hielt mir eine Zeitung entgegen, in der er mit gekrümmtem Finger einen Artikel bezeichnete. „Das müssen Sie lesen.“

Ich las. Es hieß „Die Bilanz der Kaiserreise.“ Oder ähnlich. Seit den ersten Novembertagen hatte ich jeden Blick in die Rubriken, wo von der sogenannten Kreuzfahrt die Rede war, ängstlich vermieden. Das Gestrüpp war zu dicht, die Geschmacklosigkeiten waren zu ungeheuerlich geworden. Ich hielt die Sache immer für furchtbar ernst, war zu billigen Wigen darüber gar nicht gestimmt und hütete mich, mir durch irgend einen pflichtgemäß palästinisch begeisterten Pietist die Ruhe rauben zu lassen. Für den Publizisten wäre es ein dankbares Thema gewesen, denn die ungesunde Romantik einer in sittlichen Widersprüchen und frisch gefirnigten Absurditäten erstickenden Zeit hat sich nie herrlicher, nie an einem schreckenderen Beispiel offenbart; dem Politiker aber war hier, wo jedes rasche Wort die heikelsten internationalen Fragen aufrühren konnte, die äußerste Vorsicht geboten. Doch gegen den älteren durfte der jüngere Mann nicht unhöflich sein. Also las ich den gerühmten Artikel. Und erfuhr, das Ergebniß der Orientreise sei der großartigste Triumph, den je ein Herrscher errungen habe. Mächtig sei das Ansehen des Deutschen Reiches in der mohammedanischen Welt gewachsen. Dem Protestantismus sei im Heiligen Land endlich die bisher stets vergebens ersohnte Parität mit der katholischen Kirche gesichert. Der ganze Islam schaue in dankbarer Liebe zu unserem Kaiser, dem erhabenen Schützer des Sultans, empor. Und den ewig Nüchternen müsse diesmal wenigstens die Gewißheit, daß auch Industrie und Handel im weiten Gebiet des Türkenreiches bedeutsame Vortheile einheimen werden, die sonst beim Nörgeln so flinke Zunge lähmen. Ueberall, bei Briten, Franzosen, Römlingen, Russen und Yankee, erwache ja auch schon der Ahd, überall messe man verärgert an der hochjinnigen Thatkraft des Deutschen Kaisers die träge Unzulänglichkeit der heimischen Führer. Deutschland sei bewundert und umworben wie nie zuvor. . . Ich hatte genug und gab das Blatt dankend zurück.

„Wieder mal nicht Ihre Ansicht?“

„Wieder mal nicht meine Ansicht.“

„Na . . . nehmen Sie mirs nicht übel: ich bin ein alter Protestant, hasse die Ultramontanen von ganzem Herzen und war deshalb schon freudig bewegt, als ich las, der Kaiser habe in der Erlöserkirche gesagt, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsere theure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen.‘ Das werden doch auch Sie schön finden, nicht wahr?“

Sehr schön. Aber, verzeihen Sie: Wittenberg reimt, wie mir scheint, nicht auf Rom. Luther hätte sich mit dem klugen Leo gemiß nicht vertragen. Noch weniger freilich mit dem kindisch gebliebenen Abd ul Hamid, den die Furcht zu barbarischer Grausamkeit treibt. Was nützt ein Protestantismus, der nicht mehr leidenschaftlich protestirt? Was eine sub auspiciis des Sultans unternommene Kreuzfahrt? Dem Meister Martin war der Papst der Antichrist, der Türke der Todfeind der evangelischen Lehre. Heute soll in festlicher Weihestimmung über Jahrhunderte alte Abgründe schnell eine Brücke geschlagen werden. Glauben Sie etwa, daß es den protestantischen Pastoren angenehm war, täglich das Lob des Sultans zu hören, in dessen Reich die Christen vogelfrei sind? Wir werden bald sehen, daß in Palästina Alles beim Alten bleibt und daß der Protestantismus auch im Orient nur siegen kann, wenn er die ältere Christenkirche, die ihn als Kezerbekenntniß verwirft, an Kraft und Entschiedenheit des Wollens übertrifft. Decorative Wirkungen währen nicht lange. Die hohen Zielen zugewandte Impetuosität eines Einzelnen kann im schönen Weltbeglückerrausch die Schwierigkeiten der Lage unterschätzen; ihn zu warnen, zu wecken, wäre die Pflicht der verantwortlichen Berather. Duncans Kämmerlinge sind strafbar, wenn sie, die für das Wachen bezahlt werden, die Gefahr säumig verschlafen.“

„Nun reden Sie gar von Gefahr! Die Freundschaft mit dem Großtürken geht mir auch gegen den Strich. Aber schließlich war der Kaiser sein Gast und konnte Artigkeiten nicht mit Fehderufen erwidern. Auch Bismarck hat, wenigstens in der Stille, den Sultan immer unterstützt; und er verstand sein Geschäft doch einigermaßen. Wir können in der großen Politik nicht stets die ideal:n Forderungen feinsten Sittlichkeit erfüllen, sondern müssen uns in die — manchmal recht argen — Sitten schicken, die in den Welthändeln nun einmal gelten. Selbst ein christliches Volk kann durch die Macht der Verhältnisse in ein Bündniß mit den türkischen Feinden der Christenheit genöthigt werden.“

„Ja dieser Auffassung politischer Nothwendigkeiten begegnen wir

einander. Volk'ses grimmes Staunen über Bonapartes Wort: Jérusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération! habe ich nie verstanden. Der Korsar war eben nicht sentimental; in ihm lebte der Wille zur Macht, nicht die Sehnsucht nach messianischer Heiligkeit. In Jerusalem war für ihn nichts zu holen, — also interessirte es ihn nicht. Darin glich ihm der Mann, dessen Genie jetzt Ihre Stellung stärken soll. Bismarck's politische Anschauung entstand in der Zeit der zwischen Russen und Türken beginnenden Konflikte; damals glaubten die Klügsten, die Eroberung Konstantinopels sei das letzte Ziel der Moskowiter, und einem deutschen Staatsmann mußte es nöthig und nützlich scheinen, den Sultan nicht ganz im Stich zu lassen. Heute liegen die Dinge anders. Der Padiſchah ist längst zum Vasallen des Zaren geworden und jede Hilfe, die ihm von einer fremden Macht geleistet wird, muß das nie ganz verschwundene Mißtrauen der Russen aus dem Halbschlummer scheuchen. In dem Artikel, der Ihnen so sehr gefällt, heißt es, der Besuch unseres Kaisers habe die ganze mohammedanische Welt mit Begeisterung erfüllt. Um so schlimmer, wenns wahr ist. Zwar: die festlichen Empfänge beweisen nichts; die hat der Sultan bezahlt, der seinen Beamten und Soldaten den Lohn schuldig bleibt, aber stets einige Dörfer oder Städte brandschagen kann, um ein paar Millionen aus dem Fenster zu werfen. Für ein Biſchen Balkschisch oder aus Furcht vor der Peitsche jubelt das bräunliche Gefindel Jedem zu. Doch wir wollen annehmen, die Reise habe im engen Vorstellungskreis des Islams wirklich einen dauernden Eindruck hinterlassen. Meinen Sie, daß diese Thatsache den anderen Staaten gleichgiltig sein kann, namentlich denen, in deren Unterthanenverband die Mohammedaner beträchtlich vertreten sind? Soll es Russen und Briten etwa erfreuen, wenn im Orient die Gestalt des Deutschen Kaisers alle anderen Herrscher überstrahlt? . . . Rechnen Sie dazu den Aerger Frankreichs, das seinen Einfluß im Morgenland schwinden sieht, die Verstimmung des Papstes und die Angst der Oesterreicher, ihr Absah nach dem Balkan könne geschmälert werden, — dann werden Sie begreifen, daß man sehr ernsthaft von einer Gefahr sprechen darf. So hat auch Bismarck die Sache aufgefaßt, als er noch in seinen letzten Lebenstagen rief, er möchte dazwischen fahren, nur sei leider seine Trompete durchgeschossen.“

„Mag sein. Aber an den Vortheilen für Handel und Wandel hätte auch er seine Freude gehabt. Oder wollen Sie sogar die etwa leugnen?“

„Warten wirs ab. Mir ist kein Beispiel dafür bekannt, daß die illuminirte Politik den Kaufleuten Nutzen gebracht hat. In festlich be-

leuchteten Straßen wird wenig gekauft; die Menge gafft und brüllt Beifall, hält aber die Taschen zu. Vielleicht verdient die Deutsche Bank in der Türkei ein schönes Stück Geld; darin kann ich aber einen nationalen Gewinn nicht erblicken. Der Handel wird nach wie vor der Kaiserreise seine stillen Schleichwege gehen und es wird, wie bisher, von der geschmeidigen Schlaueit des einzelnen Händlers abhängen, ob er dem Konkurrenten unterliegt oder ihn schlägt. Uebrigens meinen fast alle Sachverständigen, daß der Höhepunkt unserer Exportwonne schon überschritten ist und daß uns im Kampf um die Weltmärkte recht bittere Enttäuschungen nicht erspart bleiben werden.“

„Das habe ich auch oft gehört. Je mehr aber unser politisches Prestige wächst, desto weniger brauchen wir vor solchen Enttäuschungen zu zittern.“

„Sicher. Nur sollte man sich nicht in den Wahn einwiegen, daß unser Prestige wächst, weil der Kaiser in den Ländern, die er zu besuchen wünscht, mit prunkvollen Feierlichkeiten bewirthet wird. Draußen wissen die Leute ganz gut, was bei uns vorgeht; und Streitigkeiten unter Bundesfürsten, Majestätbeleidigungsprozesse und Ausweisungen können in der Fremde den Glauben an eine gesteigerte Macht des Reiches nicht nähren. Das Schlimmste aber wäre für uns, wenn es gelänge, Deutschland als ein Element der Unruhe in Europa zu verdächtigen, als eine Großmacht, deren schwankende, tastende Politik vom einen zum anderen Tage unberechenbar ist und deren Bundesgenossenschaft deshalb keinem Staat erstrebenswerth scheinen kann. Die Gefahr einer solchen Verdächtigung, die zu den merkwürdigsten Kombinationen und Koalitionen führen könnte, hat der Pilgerzug ins Gelobte Land verstärkt. Darum sah ich ihn mit Sorge und vermag mich seines angeblichen Ertrages jetzt nicht zu freuen.“

„Also sind Sie auch gegen einen festlichen Empfang des Kaisers?“

„Ob ein Paar Hoflieferanten Fahnen herausstecken und für ihre Läden mit buntem Licht Reklame machen: Das scheint mir nicht der Rede werth. Der Kaiser wird von Empfängen nachgerade wohl übersättigt sein und ich möchte nicht glauben, daß er, wie im Kleinen Journal, dem neuesten Hofblatt, zu lesen war, den Berlinern wirklich die Beiruter als ‚Meister und Muster in Empfängen‘ hingestellt hat. Wir wollen uns herzlich freuen, wenn er gesund zurückkehrt, wollen ihm offen sagen, daß die unter türkischem Patronat unternommene Kreuzfahrt den ernstesten Sinn durchaus nicht entzückt hat, und ihn bitten, seiner Initiative künftig im eigenen Lande die Bethätigungsmöglichkeiten zu suchen.“

## Lucchenis Verbrechen.\*)

Der Gerichtshof in Genf hat sein Urtheil über Luccheni gefällt und es dürfte angemessen sein, einige Betrachtungen an diesen Mord zu knüpfen, der die civilisirte Welt so tief erschüttert hat. Es giebt keine vornehme Seele, die dieses neue anarchistische Verbrechen nicht tief beklagt. Doch dem Schmerz, den wir empfinden, gesellt sich das Verlangen, nach dem Ursprung einer Missethat zu suchen, die nicht allein infam und grausam, sondern auch albern ist, denn es handelt sich um eine unglückliche, am Rande des Grabes stehende Frau, die sich oft den Tod wünschte und keinen politischen Einfluß besaß. Die Thorheit ist um so auffallender, als der Verbrecher der Frau, die er tötete, eben so wenig ein Unrecht vorzuwerfen hatte wie dem Staate Oesterreich und er dennoch unverschämt genug war, sich seiner That wie einer Heldenleistung zu rühmen.

Suchen wir die Erklärung hierfür zunächst in dem Studium der Person des Verbrechers nach den Regeln der neuen anthropologisch-psychiatrischen Schule. Luigi Luccheni entstammt den illegitimen Beziehungen einer Magd aus Parma, die jetzt in Amerika lebt, zu ihrem ebenfalls aus Parma gebürtigen, noch jetzt lebenden Herrn, einem schwachkönnigen Trunkenbolde, der seine schwangere Geliebte nach Paris schickte, wo sie den Neugeborenen dem Findelhause übergab. Er wurde in seine Heimath zurückgeschickt und bis zu seinem neunten Jahre einer sehr armen Familie Monichet anvertraut; der Vater, ein Schuster, war dem Trunk ergeben; die Mutter führte ein ausschweifendes Leben. Mit neun Jahren kam er unter die Obhut der Riccafi, braver Menschen, die Bauern — oder eigentlich Bettler — waren, so daß er als Knabe nur vom Betteln lebte, sich in den Straßen herumtrieb und bis zu seinem vierzehnten Jahre mit seinen Kameraden Früchte stahl. In dieser Zeit soll er einen epileptischen Anfall gehabt haben. Mit zwölf Jahren brachte man ihn in die Schule, wo er einen lebhaften, aber ungehorsamen Geist zeigte, so daß er eines Tages mit einem Schläge das Bild des Königs zertrümmerte. Vom dreizehnten bis zum neunzehnten Jahre war er als Diener bei zwei Herren. Dann ging er nach der Schweiz, wo er sich wahrscheinlich den Anarchisten angeschlossen; vielleicht stellte er sich deshalb nicht zur rechten Zeit zum Militärdienst. Doch als er einmal Soldat war, führte er sich ziemlich gut. Er erlitt nur leichte Strafen, weil er einen Kameraden geschlagen und einem Sergeanten geholfen hatte, nachts auszugehen. Er war bei den Offizieren und bei anderen Soldaten beliebt; der

\*) Es wird die Lesef der „Zukunft“ interessieren, über den bisher fast ausschließlich von Reportern behandelten Mörder der Kaiserin von Oesterreich die Ansichten Lombroso's und der Sozialistin Frau Verba-Olberg kennen zu lernen.

Beweis dafür ist, daß ihm nach dreijährigem Militärdienst, als er die Armee 1807 verließ, sein Hauptmann, der Prinz von Aragon, anbot, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Er war sehr gut zu den Kindern, seinem Herrn sehr ergeben und zeigte sich als so guten Royalisten, daß er sich wunderte, weil man das Andenken Cavallottis in Neapel feierte, und sein Befremden darüber aussprach, daß der Regierungvertreter den Redner nicht unterbrochen habe.

Dennoch nahm er eines Tages, aus Bath darüber, daß er einen erbetenen Urlaub nicht erhielt, seine Entlassung, erklärte, er sei nicht zum Diener geboren, und kehrte nach der Schweiz zurück, wo er Marmorpolirer wurde; doch er blieb dort nicht lange und bis in die letzte Zeit bestürmte er seinen alten Herrn, er möchte ihn wieder zu sich nehmen. In einem Brief, dessen Ton der des Verfolgungswahnsinns ist, sagt er, man wolle ihn wohl nur deshalb nicht wieder haben, weil er nicht zur Messe gehe, und wenn er nicht hingehe, so geschehe Das nicht aus offener Opposition gegen die Kirchenlehre, sondern, weil er als Kind nicht daran gewöhnt worden sei. Er war plöblich vor einigen Monaten ein eifriger Anarchist geworden. Als er von seinen Genossen mangelndem Eifers beschuldigt und für einen Spion gehalten wurde, beschloß er, um sich zu rechtfertigen, ein Verbrechen gegen irgend einen Herrscher zu begehen, und wählte zum Opfer die arme Kaiserin, weil er sie schon einmal gesehen hatte, als sie sich mit ihm unter den Passagieren auf einem Schiffe befand. Er, der nie eine Fliege umgebracht, versetzt sich ein Instrument, eine Feile, und übt sich lange, fast einen Monat, für den beabsichtigten Stoß. Als das Verbrechen vollbracht ist, versucht er, zu fliehen, doch als er von den Passanten festgehalten wird, leistet er nicht den geringsten Widerstand mehr. Im Gefängniß benimmt er sich ganz anders als die meisten gewöhnlichen Verbrecher, eher wie ein Wahnsinniger; er verlangt zum Beispiel einen Dolmetscher, obwohl er sehr gut französisch versteht; dann verzichtet er darauf, singt und lacht beständig, freut sich, die Kaiserin getroffen zu haben, erklärt, er habe sich absichtlich einer Feile bedient und beschäftigt sich eitel mit der Verbreitung seiner That durch die Presse; den Reportern und Richtern gegenüber behauptet er, er habe Alles ohne Mitschuldige ausgeführt, habe seinen Herrn verlassen, um der Idee zu dienen, und sei — was nicht wahr ist — seit seinem dreizehnten Jahre Anarchist. In zwei eigenthümlich:n, orthographisch richtigen, aber weit-schweifigen Briefen schreibt er an eine Zeitung in Neapel, er habe wohl oft bei seinem Herrn gesehen, daß er kein geborener Verbrecher sei, wie sie Lombroso nennt, auch kein Verrückter; ihn habe nicht das Elend, sondern die Ueberzeugung zum Verbrechen getrieben und er sei überzeugt, daß die bürgerliche Gesellschaft bald verschwinden würde, wenn es Jeder so machte wie er. Er wisse wohl, dieser vereinzelte Nord könne nicht nützen; dennoch habe er ihn be-

gangen, um ein Beispiel zu geben. Er schrieb an den Präsidenten des Appellationshofes, er wolle in Bezug auf Verurtheilung wegen „wölf. der. der. Tode“, vollst. wiederholt; es je würdig; alte Frau geind, aber ein wieder ruft er weil sie nicht und er, Luigi

Er nicht er- vollständigen Begriff des t. Als man et er, er habe was nach der ee gehandelt. teter, brünett, nige Brauen, kleinen Kopf. chern eigenen die an seiner s, weibisches wie ich aus onnte. Diese uchensis, mit auch mit der der in seinen zeigt. Nun, nden und die weisen lassen, pondiren mit nthümlich ist e unter dem t unterliegt. cher“ nachge- en“ Breite ein, Diese Doppel- an ihm be- und liebevoll,

strafe verhängt werden könne, und hat das Selbe den Richtern seinem alten Meister ließ er mittheilen, er sei seiner mehr a den Richtern und Reportern, die ihm vorwarfen, eine arme, tötet zu haben, erklärt er: „Was thuts? Wenn es selbst ein Prinz, gewesen wäre, so hätte ich es auch ermordet.“ Dann in einem Anfall von Wahnsinn, er habe die Kaiserin getödet, arbeitete; wer nicht arbeite, habe kein Recht, zu essen, — Luccheni, wolle nicht für die Müßiggänger arbeiten.

Wichtig ist auch das seltsame Geständniß, er habe ermordet, weil Crispi ein Dieb sei. Das zeigt deutlich den Mangel an Sittlichkeitsempfinden des Anarchisten, der in dem Verbrechertume gleichsam ein Band der Verbrüderung findet. Luccheni fragte, ob er schon früher Blut vergossen habe, erwiderte nie mit dem Gerichte zu thun gehabt, nicht einmal als Zeuge, Untersuchung richtig ist; er habe auch diesmal nur für die

Luigi Luccheni ist von mittlerer Größe, 1 Meter 63 Centimeter muskulös, er hat graue, verschleierte Augen, starke, bogenförmiges dichtes Haar, einen starken Kiefer, niedrige Stirn, auffallend Er bietet also eine Zahl der den Epileptikern und reinen Verbrechertum Merkmale. Dagegen zeigen uns die Graphologie und besonders die Schrift der letzten Jahre gemachten Beobachtungen ein sanftes Gemüth von geringer Charakterstärke; sehr kleine Buchstaben, einem mir von dem Dr. Guerini übergebenen Briefe erkenne ich die Schrift kontrastirt nicht nur mit der Verbrecherphysiognomie und seiner Unthat und seinem Verhalten nach dem Morde, sondern auch mit der Schrift seines an die neapolitanische Zeitung gerichteten Briefes, die Riesenbuchstaben charakteristische Zeichen verbrecherischer Eitelkeit sind diese Buchstaben, die wir fast eben so in der Schrift Caserio's finden sich auch in der Schrift des Mörders des Generals Rocha nach habe ich bei den Epileptikern und Hysterikern bemerkt; sie korrespondiren mit einer richtigen „Doppelpersönlichkeit“, die dieser Krankheit eigenthümlich ist und sich kundgiebt oder nicht kundgiebt, je nachdem der Krankheitsphysiologischen Einfluß des Leidens steht oder ihm momentan nicht. Im ersten Fall nehmen die Epileptiker, wie ich es im „Verbrechertum“ nachgewiesen habe, mit der Unterschrift eine ganze Seite in der größten Schrift während ihre normale Schrift kleiner als der Durchschnitt ist. Im zweiten Fall, die sich in Luccheni's Schrift zeigt, ist auch sonst bemerkbar. Wir haben gesehen, daß er zu Kindern freundlich



ein guter Diener, zur Hilfe für seine Arbeitgenossen bereit, ein guter Soldat war und sich im Regiment auszeichnete; kurze Zeit, nachdem er bei seinem Hauptmann in Dienst getreten war, bekannte er sich plötzlich aber zu den wildesten anarchistischen Gesinnungen und hat später, obwohl er schon Anarchist war, seinen Herrn, ihn wieder zu sich zu nehmen. Diese Widersprüche vervollständigen das Bild des Hysterikers und Epileptikers.

Lucheni bestätigt also, was ich im „Politischen Verbrecher“ beweisen wollte: daß die häufigste Ursache dieser Impulse die Epilepsie ist, — nicht nur, weil einige Landleute von seiner Epilepsie sprechen, sondern namentlich durch die doppelte Persönlichkeit, die aus dem sanftesten Menschen das grausamste Wesen gemacht hat und in der die Impulsivität und Makrographie mit der Mikrographie abwechselt. Und hier will ich, wie ich es bei anderen Anarchisten und Königsmördern gezeigt habe, bei Félicot, Rouger, Caserio, der zweifellos Epileptiker war, an den Fall eines anarchistischen Bagabunden erinnern, der zahlreiche Anomalien des Schädels zeigte und, als ich ihn nach seinen Ideen über die politischen Reformen befragte, zur Antwort gab: „Sprechen Sie mir nicht davon, denn kaum habe ich mich zu mir selbst gekümmert, um darüber nachzudenken, so werde ich von Schwindel ergriffen und falle um.“ An allen ähnlichen Verbrechern ist mir die Eitelkeit, die Megalomanie und außerordentliche Impulsivität aufgefallen, die sie zu geborenen Empörern macht. Sie haben auch die Neigung zum indirekten Selbstmord, den ich bei so vielen politischen Verbrechern nachgewiesen habe, wie bei Oliva, Nobiling, Passanante, bei Fratini und besonders bei Emile Henry, der, trotz dem Rath seiner Mutter und seines Vertheidigers, sich nicht auf die erbliche Belastung durch seinen im Irren gestorbenen Vater berufen wollte; endlich wie bei dem Rumänen, der sich in dem Augenblick, wo er sich umbrachte, photographiren ließ, nachdem er unter den Fenstern des Königs von Rumänien einen Revolver schuß abgefeuert hatte. Doch neben diesen individuellen Ursachen darf man, wenn man Lucheni's Verbrechen richtig beurtheilen will, die wirtschaftlichen nicht vergessen. Ein uneheliches Kind, an einem jener Orte aufgefeset, die wahre Nester der schwersten Verbrechen und Krankheiten sind; dann armen und sittenlosen Familien anvertraut, hat er zuerst nichts Anderes als Landstreicherei und Betteln gelernt. Dann hat er sich irgend ein Existenzmittel zu verschaffen gesucht, wie es die Unstetigkeit und Verschiedenartigkeit seiner Beschäftigungen beweist; er ist Landmann, Diener, Soldat, Marmorpolierer gewesen und hat viele Jahre hindurch das Elend ertragen, das in ganz Italien herrscht und seine Opfer zum Selbstmord oder zum Verbrechen treibt.

Es ist begreiflich, daß die Verbrecher dieser Art in Spanien und Italien so zahlreich sind. Scarpoglio hat mit Recht gesagt, der Anarchismus wurzle darin, daß ein gutes Fünftel der Bevölkerung Italiens noch in wildem

Zustande lebt und in Paraden wohnt, die ein Papuaneger verschmähen würde, sich mit einer Nahrung begnügt, die selbst die Buschmänner zurückweisen würden, sich von der Welt eine Vorstellung macht, die nicht viel höher ist als die eines Kaffern, und nur über die Erde wandert, um die Sklaverei zu suchen und zu erleiden. Wenn also in dem Verbrecher Lucchenis die organische, die individuelle Ursache ein gutes Drittel einnimmt, so hat das Milieu, in dem er geboren wurde, und das, in dem er gelebt hat, auch einen bedeutenden Einfluß auf ihn geübt. Die Zahl der Epileptiker ist Legion; man findet Menschen dieser Art in Norwegen und Schweden, wo sie sich nicht in Anarchisten verwandeln, eben so in der Schweiz und in England, wohin sich so viele Anarchisten aus allen Theilen der Welt wenden und wo der Anarchismus doch sozusagen nur wie eine aus den außerplanetarischen Regionen auf die Erde gefallene Feuerkugel wirkt und vollständig vereinzelt bleibt. Erst das Elend der romanischen Länder Südeuropas macht Verbrecher aus den Epileptikern. Nicht aus Menschlichkeit, — nein, in ihrem eigensten Interesse sollten die herrschenden Klassen ihr System ändern. Wer zwölf Anarchisten unschädlich macht, handelt wie ein Mensch, der tausend Mikroben tötet, ohne den Herd des Uebels zu desinfizieren. Wir müssen arbeiten, wenn wir eine bessere Gesellschaft schaffen wollen. Der thörichte Einfall, statt den Boden zu säubern und zu desinfizieren, lieber die Aerzte zu strafen, wenn sie Heilmittel vorschlagen, und die Schriftsteller zu knebeln, wenn sie an der Verbesserung der sozialen Verhältnisse arbeiten, konnte nur in Klassen entstehen, die jede Fühlung mit dem modernen Geist verloren haben.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



## Allerseelen.

**W**enn an dem Tag der Toten  
Die Seelenkerze brennt,  
Dann kommen Deine Lieben  
Und wärmen daran die Hände.

Ihr geisterleises Raßen,  
Du siehst und merkst es nicht,  
Es flackert davon nur leise  
Das Armenseelenlicht. . .

Von Allem, was im Leben  
Einst theuer ihnen hieß —  
Sie haben nichts mehr zu eigen,  
Zu finden nichts mehr als Dies. . .

Sie suchen in Deiner Seele  
Das ärmste Plätzchen nur,  
Sie wittern in Deinem Herzen  
Nach ihrer letzten Spur;

Ein Wort nur, einen Gedanken  
Wärm' ihnen an diesem Schein, —  
Es wollen an diesem Tage  
Die Ärmsten zu Dir herein!

Wien.

R. E. delle Grazie.



## Luccheni.

**I**n der Fremde geboren, in der Fremde gerichtet und bestimmt, in der Fremde zu sterben, ist Luccheni doch ein Kind Italiens, dem das Vaterland mehr als den auf die meisten seiner Kinder fallenden Antheil an Elend, Entbehrung und Noth mitgegeben hatte. Und nur einmal, nur an dem Tage, mit dem seine bürgerliche Existenz abschloß, schien ihm zum Nutzen gereichen zu sollen, daß er Italiener war. Denn dieser seiner Staatsangehörigkeit hat sich sein Vertheidiger bedient, wie man sich eines körperlichen oder geistigen Gebrechens bedient, um es als strafmildernden Grund geltend zu machen: er ist Italiener, er gehört einem Lande an, dessen herrschende Klassen ihre sozialen Pflichten nur im Munde führen, — Ihr dürft von ihm kein volles Maß sozialer Gegenleistung fordern. Niemand hat sich berufen gefühlt, ihm eine Erziehung zu geben, ihm Vertrauen einzulösen zu der Gesellschaft, in der er geboren ist. Er war ein Ausgestoßener, dessen sich Niemand erbarmte; ist es wunderbar, wenn er in dieser Gesellschaft seinen Todfeind zu erkennen wähnte, da sie sich ihm feindlich zeigte, da sein Vaterland Pflichten vernachlässigte, die die Schweiz als die elementarsten und heiligsten eines Staates anerkennt?

Daß ein solches Plaidoyer, daß überhaupt jedes Plaidoyer erfolglos sein mußte, lag in der Natur der Sache: es war dem Vertheidiger selbst, war dem Gerichtshof und den Geschworenen klar. Luccheni konnte strafrechtlich nicht entlastet werden: war er doch selbst der gewichtigste Belastungszeuge, der sich der Ueberlegtheit seiner Handlung rühmte, der prahlend erklärte, seinem Opfer aufgelauret zu haben, und so sich selbst in den Bereich der Paragraphen 83, 84 und 252 des genfer Strafrechtes begab, nach deren Wortlaut nur ein Verdikt auf Lebenszeit ausgesprochen werden konnte, und keine ewige, wie der Staatsanwalt es nannte. Juristisch entlastet hat der Vertheidiger seinen Klienten nicht, das Urtheil der Geschworenen nicht gemildert, auch moralisch nicht, denn die Moral begnügt sich damit, den Menschen, so wie er ist, darauf zu prüfen, ob er sich eins fühlt mit seiner That, ob sie ein Ausfluß seiner inneren Struktur ist oder ein Etwas, vor dem ihm selbst nachher graute, das nur dank einer momentanen Gleichgewichtsverschiebung seiner Psyche und seiner Physis möglich war, und danach muß sie verdammen oder freisprechen, sie wolle sich denn transzendentaler Maße bedienen. Und so muß sie Luccheni verurtheilen, denn seine rohe Freude am Geschehenen ist keine Pose: was immer vor Jahresfrist hinter jener engen, zurückweichenden Stirn wohnte, als der Mörder ein stiller, fleißiger Arbeiter, ein anhänglicher Diener war: heute fühlt sich Luccheni solidarisch mit seiner That und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Faktoren, die ihn zu Dem machten, was er jetzt

ist, sich harmonisch in sein inneres Leben eingefügt haben, daß eine Elimination dieser Faktoren — die Vorbedingung der Reue — nicht abzusehen ist. Man sehe das Gesicht an, das viehische, stirnlose Gesicht mit den tiefliegenden, kleinen, länglichen Augen, die Etwas vom Blick des Betrunknen haben, ein Gesicht, dessen Winkel hinter dem des anthropomorphen Affen zurückbleiben dürften, mit gewaltig entwickelten vorspringenden Kinnsbacken und wulstigen Lippen: ein Gesicht, in dem die Bestie nahezu souverain herrscht und Ueberlegung und Prüfung hingerert, wo sie will. Wenn ein so enges Hirn, dem ein überlegenes Triebleben gegenübersteht, nicht durch die Erziehung mit gewissen Normen für das Gesellschaftsleben ausgestattet wird und durch Disziplinierung der sozialen Eigenschaften ein Gegengewicht gegen verbrecherische Triebe erhält, so genügt eine Gelegenheitursache, um den Menschen zum Verbrecher zu machen, und er ist dann kein Gelegenheitverbrecher, sondern steht zu seinem Verbrechen als zu einem Theile von sich selbst, er vertheidigt es gegen jeden Versuch, ihm seine Schuld zu kürzen: er thäte es noch einmal, wenn es sein könnte.

Ich habe manche Gesichter gesehen, die diesem ähnelten, nicht in Italien, wohl aber in Mitteleuropa, namentlich in der deutschen Schweiz, Gesichter, hinter denen man vielleicht berechtigt ist, eine ähnliche seelische Beschaffenheit anzunehmen. Ich habe sie bei Menschen gesehen, die nie ein Verbrechen begangen haben, wahrscheinlich nie eins begehen werden. Man bringe aber gewisse Theorien in ihren Bereich, gegen die sich im Normalen die Vernunft und die ererbten sozialen Instinkte auflehnen, man erleichtere den Assimilationprozeß dieser Theorien, indem man den oft allein das Gleichgewicht erhaltenden Glauben an eine — transzendente oder immanente — Gerechtigkeit im Leben und in der Gesellschaft praktisch über den Haufen wirft, man füge der so gegebenen inneren Verbrechensmöglichkeit die äußere hinzu und man wird „den Armen schuldig werden“ sehen, — reulos schuldig, wie es Luccheni ist. Und von dieser Schuld kann ihn Niemand entlasten, diese Schuld müssen wir bestehen lassen, wenn das Wort überhaupt noch erhalten bleiben soll.

Aber auch abgesehen davon, war der Grundgedanke, auf den sich die Vertheidigung stützte, absolut unannehmbar: eine partielle Unzurechnungsfähigkeit läßt sich nach heutigem Recht nicht aus der wirtschaftlichen Lage und dem sozialen Milieu ableiten, in dem ein Verbrecher groß geworden ist. Das wußte Niemand besser als der Vertheidiger Moriaud selbst. Er konnte nicht entlasten und so wollte er erklären, psychologisch begründen. Und er hat erklärt und begründet und aus seiner Rede ein Anklagedokument gemacht, das vernichtender ist als es die Worte des Staatsanwaltes waren. Er hat uns das schon unter einem Fluch Empfangene und geborene Leben entrollt und uns an dieser Thatfache begreiflich gemacht, warum es im Gefängniß enden mußte oder doch enden konnte. Während seines Verhörs hatte Luccheni

auf die Frage, was ihn dazu getrieben habe, die Kaiserin zu töten, geantwortet: *La misère*; und als man im Laufe der Verhandlungen in ihn drang, Mitschuldige zu nennen, wandte er sich mit einer spontanen Bewegung der Ungebuld gegen das Publikum: *Ces messieurs-là sont mes complices*. Bei der ersten Behauptung gefiel er sich in einer eingelernten Rolle, die zweite war ein beliebiger Ausdruck der Ungebuld, aber in beiden war ein tieferer Sinn, als er es selbst wagte. Ist doch das Elend Schuld daran, daß er überhaupt am Leben ist: denn das Elend überlieferte das halb erwachsene Mädchen seinem Brotherrn, das selbe Elend, das ihm dann treulich zur Seite stand. Der Verführer treibt die Mutter nach Paris, wo sie das Kind zur Welt bringt, es im Findelhause läßt und der Gesellschaft anheimstellt, an dem Knaben wieder gut zu machen, was die Eltern an ihm verschuldet haben. Paris hat eigene Waisenkinder und will den Findling nicht. So nimmt ihn — nothgedrungen — das Findelhaus von Parma, das ihn dann bis zum vollendeten siebenten Jahre gegen 8 Francs monatlich in Pflege giebt, eine Summe, die dann nach dem achten Jahre auf 5 Francs sinkt. Mit siebenzehn Jahren tritt er in den Dienst, arbeitet bald hier, bald da, wird später Soldat und beginnt dann ein Wanderleben, das in Genf endet, noch im Ausland von italienischer Wirtschaft verfolgt, von den Konsuln des eigenen Vaterlandes der ausländischen Polizei zugewiesen, weil es ihm eingefallen war, sich an sie um Beistand zu wenden, deren Pflicht es wäre, diesen Beistand zu leisten, — ein Leben, in dem individuelle und soziale Pflichtvergessenheit um den Haupttheil der Schuld streiten. Es hieße, die einfachsten Lehren der Physiologie und Psychologie ignoriren, wollte man erwarten, daß ein Mensch gesund an Leib und Seele aus solcher Kindheit hervorgehen könne, daß solche Jugend geeignet sei, ein theils angeborenes, theils erworbenes Defizit an seelischer Gesundheit durch Zucht, durch eine zur zweiten Natur werdende Gewohnheit der gesellschaftlichen Einordnung zu decken. Es war keine Hungerhalluzination, die ihn zum Mörder machte, aber doch die *misère*, und *ces messieurs-là* sind wirklich seine Mitschuldigen, alle Gebildeten, die es dem Volk so sehr an der ihm nöthigen geistigen Nahrung fehlen lassen, daß ein Theil von ihm schließlich sogar den Braß verschlingt, den ihm die terroristische Anarchie vorwirft, die selben Gebildeten, die in ihrer Jagd nach dem Sensationellen einen Kultus des Verbrechers treiben, die einen elenden Wicht, um den kein Hahn gekräht hätte, wenn er auf der Straße verhungert oder im Hospital gestorben wäre, zum Manne des Tages machen, weil seine That die senile Müdigkeit ihrer Nerven zur Erregung aufstachelte.

Lauferne.

Oda Olberg.



## Psychophysik des Humors.

Die Menschheit hat stets um so mehr Worte über eine Angelegenheit gemacht, je weniger sie von ihr begriff. Und die Wissenschaft, diese bedächtige Frau Registratorin, die alles Menschliche, fein säuberlich zu Millionen Aktenbündeln geordnet, in den Schubfächern der öffentlichen Bureau einer königlichen Logik aufbewahren läßt, um nur hier und da die Aktenstöße anders zu gruppieren und dabei viel Staub aufzuwirbeln, bezeugt, was jeder Katasterbeamte schon lange weiß: je dunkler ein Prozeß ist, desto höher thürmen sich die ihn behandelnden Dokumente. So kann ich denn auch nur die Manuskriptensammlung Derer, die sich den Kopf über die drolligste Sache der Welt, über das Lachen, zerbrochen haben, um ein Exemplar vermehren, natürlich ohne jeden Anspruch, damit den Zauber von dem lichernden Spiel der Seele zu nehmen oder gar dem Dornröschen der schlafenden Erkenntniß den Ritterfuß aufzudrücken. Ich will nur versuchen, einige Gesichtswinkel zu zeichnen, unter denen man den Humor und die humoristischen Zustände von einer Seite beleuchten kann, die vielleicht neu und reizvoll genug ist, um die Aufmerksamkeit Derer, die schon über diese Dinge nachgedacht haben, vorübergehend festzuhalten. Dabei muß ich verzichten, nach wissenschaftlicher Autoren Art, die lange Reihe der geistigen Väter von vor und nach Christi Geburt, die einmal über das selbe Thema gestolpert sind, herzuzählen, um endlich zu einem eigenem Körnchen Wahrheit zu kommen, das ich in den literarischen Riesenschiffel hineinzuwurfsen entschlossen bin.

Die meisten bisherigen Arbeiten über den Humor, diese „lachenden Thräne“, über das „umgekehrt Erhabene“ (Jean Paul), über die „realästhetische Gestalt des Metaphysischen“ (Bahnsen), über die „Kontrastempfindung“ (Kant) u. s. w. scheinen mir an dem kardinalen Fehler zu leiden, das Psychische bei dieser Form der Gemüthsverfassung vor dem rein physischen Akt der Humorsäußerung, in Summa dem Lachen in allen Formen, unberechtigt weit und vorschnell in den Vordergrund geschoben zu haben. Was uns zunächst noththut, ist eine genügende, rein physiologisch-funktionelle Definition der Vorgänge im Gehirn und im Muskelapparat, die eine humoristische Stimmung hervorzurufen und begleiten. Eine rein mechanische Betrachtungsweise der materiellen Vorgänge im Seel norgan giebt erst eine einigermaßen sichere Basis, von der aus auch das rein Psychologische im Humor überschaut werden kann. Ich will daher mit einer Analyse der allgemein üblichen Ausdrucksform humoristischer Zustände beginnen, dem Gelächter. Erst nach einer Darstellung vom Wesen des Lachens in allen seinen offenen und versteckten Formen kann

es möglich sein, auf Das in der Seele einen Rückschluß zu machen, was diese besondere Form unserer bebenden Athmung- und Zwerchfellsthätigkeit veranlaßt.

Nach der trockenen und kategorischen Ausdrucksweise der Physiologie ist das Lachen eine automatische, direkt nicht dem Willen unterliegende rhythmische Muskelaktion im Gebiet der Athmungsthätigkeit, begleitet von gewissen mimischen Funktionen der Gesichtsmuskeln und besonderen Gemüthszuständen. In der That: das herzhafte, reine, typische Gelächter ist durchaus unwillkürlich und nur schwer durch Willensthätigkeit zu hemmen, wie unsere Erfahrungen noch von der Schulbank her beweisen: „Zu lachen ist am Schönsten, wenn man es nicht darf.“ Da kommt es zu ganz explosiven, gewaltsamen Ausbrüchen des Vulkanes über unserm Zwerchfell, deren Unwillkürlichkeit etwas Verbläffendes, Elementares, Unhemmbares an sich trägt. Es ist also eine affektive, von dem Willen unabhängige, von dem jeweiligen Gemüthszustande erzwungene, rhythmisch-muskuläre Handlung, wie sie ähnliche unter anderen Umständen die Ohrseige, der Dolchstoß, der Faustschlag, oder aber das Sähnen, das Niesen, der Husten sind. Das Centralorgan erleidet Etwas, das, wie wir sehen werden, in einer besonderen Spannung von Vorstellungen besteht, deren Umsatz in unhemmbare Muskelthätigkeit eben so vor sich geht, wie die Tabakspeise in der Nasenschleimhaut zu einer allmählich central ausgelösten Reizhöhe fährt, d. h. die Nase liqelt, bis ein Orkanstoß der Ausathmung unwillkürlich sich erhebt, mit dem Zweck, die lästigen Naseneindringlinge an die Luft zu setzen. So giebt uns der Humorist gleichsam eine geistige Prife, die durch eine Lachsalve ausgenießt werden muß. Gute Erziehung und große Energie vermögen zwar hier und da diesen psychischen Nideseffekt zu unterdrücken, aber die Seele ist verschmupft, wenn sie von ihrem angestammten Naturrecht, sich herzlich auszunicken, keinen Gebrauch machen kann. Ist so die gewöhnlichste Form des Lachens eine passive, so werden wir auch gleich Modifikationen kennen lernen, bei denen das Lachen einen direkt aktiven, aufreizenden, provozirenden Charakter, wie im höhniischen Angriff, gewinnt. Betrachten wir zunächst eine Person, die unwillkürlich lachen muß. Was thut sie?

Unter Nackenstellung des Kopfes, bei geöffneten Nästern, breiter Mundstellung, zugemessenen Augen und unter Inanspruchnahme sämtlicher Athmungsmuskeln, auch der auxiliären, der sogenannten Reservoermuskeln für besonders ausgiebige Athmung, vollzieht sich an ihr schnell hintereinander: erst eine tiefe Einathmung, eine unwillkürliche sogenannte Inspiration, dann verharrt sie einen kurzen Augenblick auf der Höhe dieser Funktion, d. h. gleichsam erwartungsvoll hält der Betreffende mit der Athmung inne; diese setzt für eine Sekunde aus (wobei weder aus- noch eingeathmet wird), etwa wie der Sänger, der vor dem Einsatz seine Lungen voll Luft gepumpt hat, wartet,

bis er den Strom durch den Kehlkopf passiren läßt. Hat dieser Zustand der Vollbereitschaft der Lungen zur Entladung eine kurze Zeit gewährt, so schließen sich die Stimmbänder krampfhaft zu und nun folgen unter rhythmischen Zwerchfellszuckungen periodische Sprengungen der Stimmröhre, wobei die beiden festgeschlossenen Stimmbänder durch die BlasbalgstöÙe, die das Zwerchfell auf die gefüllten Lungen ausübt, Zug um Zug gezwungen werden, nachzugeben. Die Glottis, der Stimmbandverschluß, wird gesprengt; und, immer von Neuem sich krampfhaft schließend, bringen sie wiederholte Zwerchfellerschütterungen zu immer neuer Explosion. Dabei steht der Schalltrichter oberhalb des Kehlkopfes, also der Rachen, die Mundhöhle, der Zungengrund, in sogenannter größter Resonanzstellung, d. h. in maximaler Weite; um mit den Gesangslehrern zu sprechen, in A-Stellung. Darum ist die Grundvokalisation des Lachens — a vorhanden und der Hauch der ausgepreßten LuftstöÙe macht daraus ha, ha, ha! Diese Lachresonanz ist individuell verschieden durch persönliche Rachen- und Gaumenbildung, ist abhängig von der Resonanz eines kleinen oder großen Kehlkopfes, von dessen Tief- oder Hochstand. So nuancirt ein heller Tenorimbre das ha, ha zu hae, hae; und das Schneider-med-med-med ist durchaus der Ausdruck der fadenscheinigen, zart gebauten Konstitution dieses Ritters von der Nabel, wie das tiefe Baryton-No der Wucht des Schmiedes und dem Ernst des Priesters eigen ist. Die helle Kopfstimme der Kinder und der Frauen schafft das Silberlachen der Soprane, das süÙ wie Zauberlöcher klingen kann, und die tiefe Resonanz der Altistinnen ergiebt, ebenfalls aus dem Bau der individuellen Klangbildner, das weiÙevolle sonore Timbre, in dem sich Stolz mit schluchzender Wehmuth paart. Dieses Spiel der Einathmung, Verharren auf der Athmungshöhe, stoÙweise Ausathmen unter Glottisprengung und Vokalklang bei gleichzeitiger Betheiligung mimischer Aktion: Mundöffnung, A-Stellung der Lippen, Winkel- und Grübchenbildung der Wangen, Rüsternspiel, Augenschluß und Thätigkeit aller auch bei der Athemnoth mobilen Hilfsmuskeln, wiederholt sich in schneller Folge mehrmals hintereinander, bis oft nur der physische Schmerz der maltrairten Leibespresse Einhalt gebietet: „Hören Sie auf, ich kann nicht mehr, ich plaze.“ Dabei ist zu bemerken, daß Thränenstrom nicht allzu selten diesen die höchste Lebenslust bethätigenden Akt begleitet. Wie merkwürdig: höchste Lust und das Symptom des Schmerzes verbunden in einer Funktion! Wir werden sehen, wie diese Brüderschaft von Freud und Leid beim Lachen ein Wegweiser zum VerständniÙ des ganzen Vorganges werden kann. Es ist nicht Zufall, daß man weint, während man lacht. Hier steckt einer der Schlüssel zum VerständniÙ des Humors.

Halten wir zunächst fest: das Lachen ist ein automatischer Vorgang, eine affektive Handlung rhythmisch-muskulärer Athmungsthätigkeit. Welche Stellung hat dieser Vorgang im Haushalt physischer Arbeit?



Um diese Frage zu beantworten, muß ich erstens Analogien herbeiziehen und zweitens mich auf den Weg entwicklungsgeschichtlicher Analyse begeben. Daß auch andere affektive Spannungen im Gehirn mehr oder weniger rhythmische Muskelaktionen in Szene setzen, beweist, daß auch bei anderen als den humoristischen Motiven im Gehirn die explosiv-elektrische Ladung, gleichsam die Seelenprise, den Muskelapparat in Bewegung setzen kann. Was ist die Affekthandlung überhaupt Anderes als die Entladung von ungehemmten Seelenspannungen auf das Muskelgebiet?

Viele energische Reize treffen vor der Affekthandlung, im Spiel der Motive, das Gehirn; es vermag nicht gleich im logischen Gebiet Herr der Problemstimmungen zu werden und die entstandene Qual in Logik, Phantasie oder Willensaktion aufzulösen; eine ungemüthliche Spannung entsteht bei gleichzeitigem Kampf verschiedener, unhemmbarer Vorstellungen: „Was soll ich thun, was lassen?“ Unorientirtheit, Verblüfftheit, Abwehr und Duldung, Stachelung, Trieb und Gegentrieb prallen in der Seele auf einander: nach dem Befehl der Erhaltung der Kraft muß auch jeder psychische Reiz seinen logischen oder muskulären Ausgleich finden, denn es giebt gewiß eben so ein psychisches Äquivalent, wie es ein physisches giebt. Wie benimmt sich da ein also um Rath Berlegener: er preßt an den Lippen, dreht den Schnurrbart, durchwühlt die Haare, trommelt an den Fensterscheiben, stampft mit den Füßen, läuft unruhig auf und ab, hin und her, d. h. er versucht, seine Affektspannung im Gemüth durch Umsetzung in Muskelaktion loszuwerden. Oder aber: eine schallende Ohrfeige, oft auch in rhythmischer Wiederholung nach rechts und links, ein jähes Wort, eine rasche That löst plötzlich, ohne Kontrolle der mahnenden und hemmenden Mutter Vernunft, die mehr als ungemüthliche, meist polizeiwidrige Seelenbeflemmung. Dann erst wird die Denkbahn frei: „Herr Gott, was hast Du gethan!“ und nur der Konflikt-schmerz, die Reue, das Gefühl, der Situation unterlegen zu sein, und der Rath, die Folgen dulden zu wollen, vermögen die Wirkungen des seelischen Sturmwindes zu beschwichtigen und das löstliche Del friedlichen Verzichtes über die hohen Wogen der psychischen Ekstase zu breiten.

Was geschieht beim Gähnen? Auch hier wird ein Konflikt zwischen Hirnhemmung und Hirnaktion, der Ueberschuß geistiger Spannung, der unter der aufgestülpten Larnkappe der Müdigkeit (Hirnhemmung) keinen Ausgleich mehr im Denkorgan finden kann, durch Muskelkrämpfe (Gähnkrampf) nach außen abgeleitet, gleichsam wie man mit der leydenschen Flasche die Konduktoren einer Elektrirmaschine in einzelnen Phasen entlädt. Beim Gähnen ist also ein oft wiederkehrender Vorgang physischer Spannungen im Gehirn gewohnheitgemäß auf eine bestimmte Bahn der automatischen Muskelthätigkeit abgelenkt, wozu auch das Strecken und Strecken vor Müdigkeit

abends und morgens gehört. Wir haben hier also eine Analogie mit dem Lachen, die so weit geht, daß auch beim Gähnen die Gehirnspannung auf einer besonderen Bahn, gerade der Athmungsfunktionen, ihre Entladung findet. Da auch das Gähnen, wie jede Affekthandlung, unwillkürlich ist, d. h. gar nicht oder nur mit Anstrengung vom Willen gehemmt werden kann und da Beide, Gähnen und Affekthandlungen, auf einen unvollzogenen Spannungsausgleich im Gehirn gedeutet werden müssen, so können wir einen zwingenden Rückschluß auf das Lachen wagen, d. h. wir sind genöthigt, anzunehmen, daß auch das Lachen einen muskulären Ausgleich besonderer Spannungen im Gehirn darstellt. Welcher Art sind diese? Mit der Beantwortung dieser Frage werden wir zu einer Definition des Humors, d. h. der humoristischen Reizungen des Cerebrals, gelangen. Dazu bedürfen wir aber noch eines Ausblickes auf die Entwicklungsgeschichte.

Nehmen wir den Menschen nicht als ein Gebild aus Gottes Hand, fertig mit all seinen erhabenen Eigenschaften, Fehlern und Tugenden, mit einem Schläge erschaffen, sondern nehmen wir in Darwins — übrigens gottesgläubigem — Sinne an, daß der Schöpfer eine allmähliche Entwicklung zugelassen und gewollt hat, so wäre es denkbar, daß das Lachen eine Funktion war, die jezt im Stadium schon weit vorgeschrittener Entwicklung unter ganz anderen Bedingungen, aber doch vielleicht unter Festhaltung der ursprünglichen, rohen und primitiven Grundbedeutung zu Stande kommt. Wir will es scheinen, daß, wie es rudimentäre Organe giebt, Organe, die in früheren Daseinsperioden einen vollen Functionwerth im Haushalt des Organismus gehabt haben, jezt aber durch eine diese Thätigkeit überflüssig machende Entwicklung entbehrlich geworden sind, es so auch rudimentäre Funktionen geben könnte. Es ist denkbar und sogar beweisbar, daß gewisse Funktionen, die früher einen sehr zweckgemäßen Sinn im Daseinskampf gehabt haben, in weiteren Stadien zwar noch vorhanden sind, aber doch eine ganz andere Stellung gewonnen haben. Dafür einige Beispiele. Die Bewegung unserer Rüstern im Liebes- oder Lebenskampf hatte augenscheinlich ursprünglich den ganz ausgesprochenen Sinn der Witterung von Freund und Feind, den Sinn der passenden Auswahl, wie es noch heute bei Thieren beobachtbar ist. Und jezt, da Niemand mehr seiner Nase die Entscheidung überläßt, ob sich ein Herz zum Herzen findet oder ob ein Gegner Eigenschaften besitzt, die ihm gefährlich werden können, noch heute sehen wir trotzdem auf der Mensur die Pausanten mit zuckenden Rüstern ihre Hiebe austheilen, wir sehen bei dem Ausstoßen einer tödlichen Beleidigung, bei geistigem Hieb, dem Angreifer die Nasenflügel zittern, — und auch einem liebestrunkenen Freier fliegen im Feuer seiner Ueberredungskunst die bebenden Rüstern. Das ist rudimentär! Es hat eigentlich keinen Sinn mehr; und doch: es hatte

einst einen tiefen Sinn, den Zweck der Orientirung im Daseinskampfe und für die passende Auswahl: Orientirung und Auswahl durch Witterung. Von Bildemeister, dem geistvollen Essanisten, ist in einem Aufsatze über die Höflichkeit sehr zutreffend das Gutabnehmen und der militärische Gruß zurückgeführt auf das Wirthhochheben bei der Begegnung zweier Ritter, die nichts mit einander auszufechten haben, und der Handschlag war nach Bildemeister gewiß früher, wie noch jetzt etwa bei den Logenbrüdern, eine komplizirtere Form der Bekundung aller Abwesenheit feindlicher Bestrebungen. Auch hier ursprünglicher Sinn im Daseinskampf und jetzt eine rudimentäre Höflichkeitsform. Wer ist sich heute noch beim Abwiesfagen völlig bewußt, den Scheidenden Gott zu befehlen? Sagen sich doch auch Atheisten à dieu. Die höchsten Liebeszeichen selbst, der Kuß, die Umarmung, mögen im Bedürfniß einer vorsichtig tastenden Diagnose entstanden sein: drum prüfe, wer sich ewig bindet! Liebkosen sich doch manche asiatischen Völker noch heute, indem sie direkt Riechorgan an Riechorgan reiben.

Es giebt also rudimentäre Funktionen. Kann nicht auch das Lachen zum Theil in einer solchen rudimentären Funktion seinen Ursprung haben? Hatte es vielleicht ursprünglich einen ganz anderen Sinn als den, den wir bei oberflächlicher Betrachtung heute in ihm zu sehen gewohnt sind?

Stellen wir uns einmal vor, es sei ein Höhlenmensch, ein Urwaldbewohner, in stetem Kampf mit Ungethümen, Schielegehörn und erraticen Blöcken, plötzlich auf einer einsamen Wanderung vor eine große Gefahr gestellt: ein Ungethüm, wie er solches noch nie gesehen, streckt plötzlich, einen sauchenden Rachen aufsperrnd, sein schreckliches Haupt aus dem Gebüsch. Was wird unser Urmensch thun? In jähem Schreck reißt auch er den Mund auf, so weit es gehen will, thut einen tiefen Athemzug und verharrt starr erwartend eine Weile in Inspiration. Das kann man noch heute bei Jedem sehen, dem ein furchtbarer Schreck in die Glieder fährt. Das ist auch ganz verständlich. Denn wenn sich ein Mensch überhaupt wehren will, braucht er Muskelkraft, dazu aber vor Allem Sauerstoff; denn bei jeder Muskelaktion ist Sauerstoffverbrauch en masse nöthig. Er ladet also mit dieser tiefen Inspiration gleichsam seine Muskelcentren zu noch nicht näher erkennbarer Aktion. Nun trete aber bei unserem Urahnen blitzschnell ein Wechsel in der bedrohlichen Situation ein: das launische Ungethüm hat vielleicht keinen Hunger, es bedünkt sich; ein Löwe, ein Riesenbär, trollt lustig um die Ecke. Nun ist die Gefahr vorbei. Ein jäher Wechsel von Lebensbedrohung in der Idee und plötzlicher Lebensbejahung, d. h. Abzug der Gefahr, prallen ihm fast gleichzeitig in seinem Gehirn auf einander und zwei Assoziationen kontrastirendster Art treffen sich in seiner Seele: idealer drohender Tod, reelles, wahrhaftiges Lebensgefühl. Unter freudigster Gemüthsverfassung entläßt er, gleichsam spottend der Gefahr, stoß-

weise seinen nun überflüssig aufgespeicherten Sauerstoff. Unter Jubelempfindungen entweicht stoßweise die überschüssige Lebenskraft. Noch heute wird Jeder bemerken, daß nach plötzlich überstandener Lebensgefahr eine Neigung zu fast hysterischen Heiterkeitsausbrüchen eintritt. Das Gefühl, einem Unglück entronnen zu sein, sein Leben bejaht zu fühlen, wo es eben noch auf das Dringlichste verneint erschien, erzeugt eine halb automatische Heiterkeit, die sehr verwandt ist Dem, was wir humoristische Stimmung nennen. Dabei beachte man die Thatfache, daß Thränen leicht fließen können, wo eben noch im Moment der Gefahr die stockende Circulation bei tiefster Einathmung die Thränenbrüse unabweislich strotzend füllen mußte, und daß ihr Gebrauch sicher in Aussicht stand, wenn das Messer dem Lebensfaden so ganz nahe kam, falls man Zeit genug gehabt hätte, noch über den jähen Scheerenschnitt der Parzen zu klagen. Man holt in der Freude nach, was der Kummer vorbereitet hat. Auch die Thräne, dieser thauende Reif aus Edens Blütenkelchen, hat trotz ihrer Poesie ihre ganz materielle und physische Entstehungursache. Freude und Leid sind wechselnd die Schleusenwächter am Strom der Thränen und in der Begleitererscheinung von Thränenfluß und Humorstimmung sehen wir einen zwingenden Beweis für den Ursprung des Lachens in einem plötzlichen Kontrast von Lebensbejahung und Lebensverneinung. Wir werden gleich sehen, in welcher Weise diese beiden Salmetermischungen für die Explosionwirkungen des Humors in jeder Form des Lachens noch heute auffindbar sind. Zunächst soll noch auf eine Beziehung hingewiesen werden, die außer dem plötzlichen Abzug einer Gefahr noch andere rein physische Vorgänge zur Erregung von Heiterkeitsausbrüchen haben. Bei der plötzlichen Bedrohung und fast gleichzeitigen Errettung des Lebens liegt es ja erfahrungsgemäß auf der Hand, daß dieser Vorgang eine Disposition zu freudigen, muskulär-rhythmischen Lebensbethätigungen im Gefolge hat. Runter, wie ein spielendes Reh, hüpfst ein Knabe davon, den schon das Rad des Wagens streifte; man kann ihn kurz nachher erst recht pfeifend, trällernd, tänzelnd finden. Wenn beim Uebergießen mit kaltem Wasser, bei kalten Douchen, eine plötzliche tiefe Inspiration erzwungen ist, so habe ich bei mir stets unmittelbar danach eine fast unüberwindliche Neigung zum Lachen bemerken können und habe dem Triebe nie gewehrt, — gewiß ein trefflicher Beweis für die Verwandtschaft von physischem Schreck, seelischem Wohlgefühl und Lachen, für die Verwandtschaft tiefer, lebensfördernder Inspiration und Entladung der Athmung durch das Zwerchfell.

Wer die ängstlichen Börsenleute im Anprall brandender Wogen im Seebade beobachtet hat, sah auch gewiß, wie ich, ihre Ausbrüche zappelnder, hüpfender und kullernder Heiterkeit. Auch beim Kugeln ist ein unwillkürlicher Zusammenhang von peripherischem Reiz, tiefer Inspiration und expiratorischen Explosivstößen zu bemerken. Ganz junge Kinder kann man nicht kugeln,

dazu gehört schon eine gewisse Ausbildung des Bewußtseins, das erkennen läßt, daß die lebensfreundliche, mehr zärtliche, neckende Berührung im Kontrast zu der starken, das Athmungencentrum reizenden Wirkung steht. Man beachte auch, daß man das Nigeln leichter aushalten kann, wenn man die Athmung gewaltsam unterdrückt. Daraus geht hervor, daß das Athmungencentrum, also das eigentliche Lebenscentrum, als eine Art von Lachcentrum funktionieren kann, daß es also sowohl peripher von der Haut aus, wie beim Douchen und Nigeln, als auch central vom Gehirn aus, wie beim Humor, erregt werden kann. Für unsere Auffassung von dem Ursprung des Lachens aus einem Kontrast von Lebensbedrohung und Lebensbejahung ist es interessant, zu erfahren, daß der scharf umschriebene Punkt am Centralorgan, der, von einem Nadelstich getroffen, das Leben aufhebt, von der Wissenschaft *noeud vital*, Lebensknotenpunkt, genannt wird und daß wir hier auch die Fäden finden, die zur Erregung des muskulären Ausgleiches für die Zwerchfellerschütterung die elektrischen Ströme senden. Hier finden wir eine anatomische Bestätigung der Beziehung des Lachens zur Lebensbejahung und -Verneinung.

Nun gibt es noch Lachformen, die an sich mit dem Humorgefühl ganz und gar nichts zu thun haben. Es sind jene Lachstöße, die im Wellen und Brüllen der Thiere ihr physiologisches Vorbild haben; sie bedeuten eine angreifende Thätigkeit, welche die Feindschaft herausfordert: das höhnrische, kränkende, verletzende Lachen oder die Andeutung davon: das Lächeln. Das ironische, kritisirende, erhabene Lachen werde ich bei den besonderen Formen des Humors definiren: denn Satire, Wig, Ironie, Spott, Hohn sind nur vom Temperamente gebrochene Formen des Humors. Bei vielen dieser Lacharten ist ein Ueberlegenheitsgefühl maßgebend, d. h. die Lebensverneinung oder -minderung gilt für Andere, für den Lacher nur das Gefühl eines höheren, überlegenen Standpunktes. Das Grinsen und Greinen ist eine Kombination von Ohnmachtgefühl und Feindseligkeit und das schadenfrohe Lachen die Wirkung der Ueberzeugung eigener Unversehrtheit bei fremdem Unglück, von dem wir aber die unbestimmte sympathische Empfindung haben, wir konnten eben so gut in die Falle gehen. Wir identifiziren uns in der Idee mit dem Leidenden, nehmen aber den Kontrast von unserem realen Unberührtseitsgefühl her.

Ich gehe einen Schritt weiter und will die Beziehungen der Zwerchfellersentladungen zur Mimik und Rhythmik einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Daß das Athmungencentrum an sich mit dem Gesichtsausdruck verwandtschaftliche, koordinirte Beziehungen hat, ist eine allbekannte Thatsache. Bei der Dyspnoë, dem Athmungshunger, ist der Ausdruck des Gesichtes ein so typischer, daß man diesen Krankheitszustand erkennen kann, ohne die Athmungsthätigkeit direkt zu beobachten. Wichtig für die Theorie des Lachens ist auch, daß bei der Athemnoth, also wieder einer Lebensbedrohung, ganz die selben

mimischen und Athmungsmuskeln in Aktion sind wie beim Lachen. Aus dieser Theiligung der mimischen Muskeln beim Lachen ist die Ansteckungstendenz des Lachens erklärlich. Alle rhythmisch muskulären, d. h. gleichmäßig und oft wiederholten Muskelthätigkeiten haben etwas stark die Nachahmung Herausforderndes: das Gähnen, das Lachen, das Tanzen, Marschiren, Singen, die Kampfbewegungen, — sie alle sind ansteckend, d. h. sie reizen zur Entfaltung gleicher Bewegungen und zugleich sind wir geneigt, daraus eine heitere, humoristische Lebensstimmung zu entnehmen. Der Mensch ist brutal genug, sich selbst der Komik krankhaft rhythmischer Zuckungen nicht zu entziehen. Der Weidstanz, der Gang der Rückenmäcker, die Epilepsie, können Formen annehmen, die Manche unwillkürlich zu schuldlosem Lachen zwingen, eben so wie einige solcher Krankheiten direkt ansteckend wirken können. Die rhythmische Muskelaktion ist am Zwingendsten Heiterkeit und Nachahmung erregend bei den Rhythmen der Musik. Der Rhythmus an sich hat also eine suggestive Kraft, gleichartige Spannungen im Gehirn auch des Anderen zu erregen. „Wir Deutschen nehmen an, daß der springende Frosch, die hüpfende Bachstelze, der tänzelnde Araberhengst in heiterer Gemüthsverfassung sein befinden, obwohl wir es nicht beweisen können; es stimmt uns aber gleichmäßige Rhythmik auf starke Lebensbejahung. Das ist das Heitere in der Kunst: denn alle Kunst ist Rhythmus: Rhythmus die schönen Linien, Rhythmus die Schwingungszahl der Töne und Farben, Rhythmus jegliche Harmonie und arhythmisch jede bleibende Disharmonie, weil ohne Maß und Regelmäßigkeit. Darum ist auch in der Musik vor Allem etwas der Lebensbethätigung, der Lust, dem Humor Verwandtes, und zwar ist nur bei schärfster Ausprägung schnellerer Rhythmen eine humoristische Musik denkbar, also Tanz, Marsch, Scherzo, Capriccio, Sarabande, Suite. Ein humoristisches Adagio ist undenkbar. Darum ist bei den größten musikalischen Rhythmikern, Haydn, Mozart, Mendelssohn, Schubert, Loewe, auch die Heiterkeit und die Freude zu Hause, während bei den großen Reflektirern, den Grüblern in der Musik, bei Beethoven, Brahms, Schumann, Wagner und Bruckner das affektive Problem seine Heimath fand. Diese Ausweichung auf das Gebiet des Rhythmus bezweckt den Nachweis, daß auch die rhythmischen Zwerchfellstöße innig anderen rhythmischen Heiterkeitbethätigungen verwandt sind und daß die Heiterkeit sich typisch des Ausdruckes rhythmischer Muskelaktionen bedient. Ich wage, in diesem Sinne das Lachen als die wahrscheinliche Quelle der Musik, als der Seele ersten Töpler, zu bezeichnen.

Nun sind wir so weit gelangt, etwas näher zu betrachten, was in einem Gehirn, in dem ein humoristischer Zustand, ein Scherz, ein Wig, eine komische Bewegung zur Wirkung kommt, für materielle Alterationen vorgehen mögen, dergestalt, daß ohne Zuthun des Willens jener rudimentäre Athmungs-rhythmus ausgelöst wird, den wir „Gelächter“ nennen.

Wir haben gesehen, daß die ursprüngliche Bedeutung der rhythmischen Athmungaktion, die wir Lachen nennen, auf einen fast gleichzeitigen Anprall zweier direkt entgegengesetzten Formen der Vorstellungen vom Leben zurückzuführen sein dürfte: auf einen Strom der Lebensangst und auf einen bald folgenden der Lebensfreude. Das „Nein“ und „Ja“ des Lebens prallen so schnell auf einander, sind zwei Motive so direkt entgegengesetzter Art, daß sie, für den Augenblick unvereinbar, eine Hemmung im Gebiet der Logik und der Phantasie erfahren, diesen beiden Formen geistiger Reflexion. Das ist ein elementares Ereigniß, bei dem die Seele keine Zeit hat, ihre registrierende Katasterarbeit zu vollziehen; sie wird überrumpelt, verblüfft, Begriff und Wille gehen zum Teufel und gewohnheitgemäß ist der Strom abgelenkt auf ein indifferentes Muskelgebiet, das der Ausathmung. Das ist nun gewiß nicht mehr der Fall, wenn wir heutzutage einen Kiesel verspüren, zu lachen. Unser Leben erscheint weder bedroht noch besonders unterstützt, wenn ein Schulmeister bei der Visite im Frack sich auf eine Sahnetorte setzt, die die unvorsichtige Hausfrau auf einem Sessel stehen ließ, oder wenn einem prächtig gekleideten Gigert, das beim Aufzug der Majestäten durchaus sich in die erste Reihe drängen mußte, gerade im entscheidenden Moment der Cylinder über Augen, Ohren und Nase „aufgetrieben“ wird, oder wenn der kleine, ganz preussische Hauptmannssohn die heikle Frage aufwirft, „ob der liebe Gott bei der Kavallerie oder bei der Infanterie“ stehe oder ob er nur ein „einfacher“ Mann (d. h. Civilist) sei; auch fühlen wir unser Leben weder in Gefahr noch in besonderer Sicherheit, wenn wir bei Friz Reuter lesen, daß ein unruhiger Schläfer die große Bege seines Mitschläfers für eine feine Havannacigarre hält, — und doch liegt allen diesen unaufzählbaren Formen komischer Wirkungen eine Spannung im Gehirn zu Grunde, die wenigstens andeutungsweise einen solchen Konflikt mit verbläffender Unlogik enthält, wie er in deutlichster Form beim Kontrast von Lebensbejahung und Lebensverneinung auftritt. Schon Kant hatte gefunden, daß der Humor im Kontrast wurzelt. Aber mit Recht ist ihm eingewandt worden, daß Schwarz und Weiß, Klein und Groß, Trocken und Naß an sich keineswegs zum Lachen reizen. Und doch: unter Umständen kann der einfache Kontrast schon humorvoll wirken. Aber zum Kontrast muß noch Etwas hinzukommen. Vor drei Jahren hat in der Revue des deux mondes Mélinand in einem Artikel „Pourquoi rit-on?“ hier für das Psychologische im Humor den treffendsten Ausdruck gefunden, der, so weit ich sehen kann, alle Formen des Humors und des Komischen umfaßt. Er sagt: Lachen erzeuge Das, was, von der einen Seite betrachtet, wunderbar, phantastisch, ungewohnt, illusionistisch, und von der anderen Seite lange gewohnt, ganz natürlich, „familiär“, alltäglich sich präsentire. Man kann diesen glücklichen Gedanken dahin vervollständigen und ins Psychophysikalische übersetzen,

daß erst dann Kontraste Lachen erzeugen, wenn eine Idee mit einer Realität so in plötzlichen Widerspruch geräth, daß sich Beide an Reizstärke ihrer psychischen Spannung ungefähr das Gleichgewicht halten. Ich meine, der Beschauer einer komischen Situation und der Hörer einer komischen Schilderung muß beide Wirkungen fast gleichzeitig empfinden, einmal, was er sich bei einer Sache denkt, d. h. seine Idee oder die Idee, die ein zweites Wesen repräsentirt oder zu repräsentiren sich bemüht, zweitens muß er diese Idee plötzlich in ihr reales Gegenheil umschlagen fühlen. Die Wirklichkeit oder die Vorstellung von der Wirklichkeit greift brutal in eine eben erst empfundene, aufgedrungene oder selbstangespinnene Illusion ein. Der ideell, illusionistisch erhobene, erhabene oder überhebende Gedankengang, außer uns oder in uns erzeugt, schlägt in verbläffender Gegenlogik in seine direkt verneinende, und zwar eben so plötzlich überzeugende Rehrseite um. Dabei werden zwei Spannungen ziemlich gleichzeitig im Gehirn mit gleich starker assoziativer Kraft erregt: die eine ist eine scheinbar ideale, illusionistische, aber unhemmbar auffuggerirte im Reiche der Phantasiethätigkeit des Gehirns, die zweite, gleichsam elektrische Gegenladung erfolgt aus den Quellen unmittelbarer Wahrnehmung, blitzschneller erfahrungsgemäßer Reflexion. Beides trifft zusammen: es findet eine Knickung, eine Kreuzung der Assoziation statt, beide Spannungen kontrastiren so elementar unlogisch, daß die plötzliche Dupirtheit unserer Logik, das ruhig und vorsichtig arbeitende Gehirn es schnell abweist, die beiden Motive etwa logisch zu vereinen oder eine konsequente Handlung resultiren zu lassen; die Doppelspannung erzeugt ein Gefühl hilfloser Erregung, die gewohnheitgemäß und instinktiv auf den entwickelungsgeschichtlich eingeschleiften Bahnen periodischer Zwerchfellstöße entladen wird. Diese Bahnen sind eben die dem Athmungcentrum assoziirten und koordinirten, und zwar deshalb, weil ursprünglich das Zusammenprallen von Nein und Ja des Lebens instinktiv auf den Athmungsbahnen, in dem schnellen Herbeischaufen und Auslassen wehrkräftiger Athmungsluft Hilfe sucht. Das tiefe Inspiriren bei der Gefahr ist zweckgemäß und das stoßweise Entladen der Lungen eine natürliche Konsequenz, wenn die Gefahr plötzlich entwid. Bei der überrumpelnden Logiklosigkeit und bei der plötzlichen Kontrastirung der Humor erzeugenden Motive kommt die Gehirnfunktion in dynamisch ähnliche, wenn auch für die Erhaltung des Individuums gleichgiltige Zickzackvibrationen wie im Momente der Gefahr. Uns kann also nicht Wunder nehmen, wenn der Ausweg, den der Hirnmechanismus für seine Stellungnahme gegenüber einer Bedrohung fand, auch für die funktionell verwandten Zustände, Schütteln beim Frost und Douchen und Kipeln, beim Sähen und Lachen beibehalten ist. Der gleichzeitig dem Gehirn unmöglich verarbeitbaren Kontrastirung einer ideell-illusionistischen und einer entgegengesetzt realen Vorstellung, diesem Schnippchen, das ihm beide extrem-möglichen Seiten des



Lebens gleichzeitig schlagen, kann es nur ausweichend begegnen, es befreit sich von der harten Kugel, von dem logischen Bergpulver, das es nicht verdauen kann, indem es den ganzen Kumpel auf den Lastträger Zwergfell abladet: mag er sehen, wie er damit fertig wird. Während dieser geduldige Entlader das Gehirn befreit, erzeugt sich in der Seele ein unbeschreiblich wohliges Gefühl der erleichterten Klarheit und Heiterkeit: das ein herzhaftes Lachen begleitende kanibalische Dickhäutergefühl. So kann Schwarz und Weiß als Kontrast komisch wirken, wenn zwischen eine Schaar die Idee der Würde aufnöthigender schwarzer Priester plötzlich ein feister, weißer Kuchenbäcker in gleichem Tritt sich mengt; so kann der Kontrast von Feucht und Trocken, Klein und Groß humoristisch sein, wenn unter dem Ausruf „Gott sei Dank, daß wir im Trocknen sind!“ Jemand in einen Waschkübel stolpert oder wenn mit einer Riesenbulldoge ein winziges Schoßhündchen trippelnd Schritt zu halten sich vergeblich bemüht.

So erscheint uns also der Humor im allgemeinen Sinne als eine besondere Disposition zu gleichzeitiger Betrachtung der Welt und ihrer Erscheinungen von zwei Seiten. Der humorvolle Mensch hat die Fähigkeit, überraschend schnell und überraschend suggestiv die zwei Seiten jedes Dinges aufzuspüren und die Janusköpfigkeit alles Irdischen vor Aller Blicken zu offenbaren. Damit suggeriert er ihnen einen eigenen Zustand elementar frappirender und glaubhafter Logiklosigkeit, den auch der Zuschauer oder Zuhörer nur auf dem Wege des ja so ansteckenden Gelächters loswerden kann. So ist denn der Humor auch gleichzeitig eine Weltanschauung, die unbesiegbar erscheint. Sie ist voraussetzunglos, durch nichts kaptivierbar, unbestechlich und erbarmungslos und fast ohne Irrthum, denn es giebt schlechterdings keine noch so ideale Erscheinung, die nicht durch die Blitzphotographie ihrer kontrastirenden Realität zugebedt werden könnte, und es giebt keinen noch so realen Vorgang, den nicht der Zauberstab der Phantasie des letzten Erdenrestes entkleiden und in reinlichen Asbest hüllen könnte. Darum ist vom Erhabenen zum Lächerlichen der Schritt so klein, weil, je höher der Rothurn steigt, um so leichter ihm ein Bein zu stellen ist. Aber umgekehrt vermag auch im Lächerlichsten noch sich das Erhabene zu bekunden.

Darum gehört zum Humor solche ungemessene Dosis Phantasie, weil diese Himmelsgöttin ja auf dem schmalen Pfade der Ideen eben so sicher wandelt wie auf der Heerstraße der Trivialitäten. An einer absolut realen Sache, an einer allgemein giltigen Wahrheit schnell ihre Unzulänglichkeit in kühner Verallgemeinerung nachzuweisen, dazu gehört eben so Phantasie wie dazu, eine gespreizte Idealität im Handumdrehen vor den verzerrenden Spiegel der Realität zu stellen. Der Humor wirft der Idealität einen Knüttel von realem Holz zwischen die Beine, sie muß stolpern und damit

die Menschlichkeit ihres Weinwerkes selbst widerwillig erweisen. Das Ideal steht auf einem Faß mit dünnem Deckel: ein leiser Fußtritt der Realität und der Götze liegt in der Lauge. Die Idee ist eine Seifenblase: ein Sandkorn Wahrheit läßt sie plagen. Warum thut sie auch so schön und erhaben, dies blutleere, zimperliche Ding! Aber auch das noch so Reale, Handgreifliche steht auf schwachen Füßen gegenüber der Kühnheit von Philosophen wie Kant oder Nietzsche, die unsere Wahrnehmungen schon als eine Halluzination und unsere Diesseitsgiltigkeit in Jenseitsnebel aufzulösen vermögen. Der echte Humorist ist immer interessant, weil immer unberechenbar. Nur Der kann Humor empfinden oder erregen, der im Stande ist, dies doppelte Gesicht gleichzeitig zu haben oder zu verleihen; der Humorist verborgt Brillen mit einem ideellen und einem realen Glase. Die einseitige, durch Vorurtheil und Sonderinteresse laktivirte, stets logische und nur vernünftige Betrachtungsweise der Welt ist die des Philisters; sie ist langweilig und automatenhaft. Humor ist eine Gabe, die angeboren sein muß, weil eine Doppelfunktion der Seele ihm zugehört. Die phantasievolle Anschauungsweise der Vollmenschen ist vielseitig und mit Humor getränkt. Die Vernunft an sich und die Weisheit ist aus Stein oder Erz, Blut und Leben pulst der Humor erst in ihre starren Jüge. Der geistvolle Narr und der lachende, weinseelige Weise hat mehr Erkenntniß in die Welt gebracht als alle Schulphilosophen zusammen genommen. Sie sind ja doch nie wirklich zu vereinigen, diese beiden Wagschalen des Lebens, das Reale und Ideale, nur an den schwanken Hebelarmen der Phantasie lassen sie das Leben wägen und seinen wahren Werth bestimmen. Und welche Quelle rein physischen Gesundheitsgefühles liegt in der Freude aus Herzensgrund! Ich halte die Komödie unbedingt für hygienischer als die Tragödie. Jene entlädt mein Gehirn von Sorgenwust und Tagesplage, diese fügt zum Problem meines eigenen Lebens noch das des fremden Geschickes. Gerade in diesem herrlichen Gefühl erhöhter Lebenslust beim Lachen liegt übrigens ein Hinweis auf die atavistische, früher um Lebensbejahung und Verneinung rotirende Bedeutung des Lachens. Von je her sind die Bahnen, auf denen sich das Gelächter ausläßt, assoziiert mit dem positiven Gefühl gesteigerter und vermehrter Lebensfreude.

Für das Verständniß der einzelnen Formen des Humors ist zu bemerken, daß der Strom von Licht, der sich aus der Laterne humoristischer Lebensbeleuchtung ergießt, in gar verschiedenen Medien fetischer Grundstimmung gebrochen werden kann, so sehr auch im Einzelnen die Thatsache der Kontrastirung von zwei Phantasie- und Wirklichkeitsströmen, dieser Assoziationknick im Gehirn, dieser knorrige Ast, gegen den die Säge der Logik aufkreischt, sich überall nachweisen lassen muß, wenn anders unsere

Definition von dem gleichzeitigen Anprall kontrastirender Doppelvorstellungen Ueberzeugungskraft haben soll. Allerdings muß dabei festgehalten werden, daß alle humoristische Spannung der Seele entwicklungs-geschichtlich im Gefühl der eigenen Lebensbejahung wurzelt. So sind denn in der That manche Formen humoristischer Stimmung nichts als die Aeußerungen des Gefühls einer Ueberlegenheit über Andere. Die Schadenfreude ist deshalb die reinste Freude, weil mein eigenes Unversehrtheitsgefühl im stärksten Kontrast zu der unbestimmt sympathischen Ahnung steht, daß auch ich mir unter gleichen Bedingungen hätte meinen Rock zerreißen, meinen Hut aufbeulen lassen, meinen Heller verlieren müssen. Allerdings wirkt auch hier der Kontrast um so sicherer Heiterkeit erregend auch suggestiv auf Andere, wenn die besondere vom Geschädigten praetendirte Form seiner künstlich aufgebauchten Erscheinung Etwas wie eine feindliche Gegnerstimmung von vorn herein aufkommen läßt. Dann gönnt man dem Praetendenten eines angemessenen Thrones so recht von Herzen den Zusammenbruch seines Talmisessels. Hier liegt der Schadenfreude oft ein Gefühl für humane Gerechtigkeit und Gleichheit zu Grunde; sehr oft ist eben Schadenfreude direkt durch praetentiöse, egoistische Aufgeblasenheit und Breitmacherei herausgefordert. Auch hier fährt der Humorist zur Zertrümmerung einer gespreizten Illusion einen Hammerschlag gegen die Idee: der Stahl der Realität trifft die ideale Glasglocke, daß die Splitter fliegen. Bei anderen Formen des Humors wieder ist von den ursprünglichen Empfindungen von Ja und Nein des Lebens nichts als nur noch das überraschend Unlogische übrig geblieben: so sehr hat sich die Funktion des Lachens von ihrem ursprünglichen Bollweith entfernt. So losgelöst, giebt es natürlich tausend Varianten des selben Themas. Ich will versuchen, diese Variationen des überraschend Unlogischen zu formuliren.

Zunächst kann der Assoziationknick einzig und allein durch ein Wort erregt werden. Die roheste Form dieses vorzüglich auf überraschende Logiklosigkeit, springende Doppelbeziehungen angewiesenen Humors ist die Sucht, zu kalauern. In feinerem Sinne ferner das Wortspiel, das Bonmot. Immer wird hier ein Wort, ein Begriff unter falscher Maske eingeführt und, plötzlich die Maske rückwärtsgedreht, wird die Doppelphysiognomie bemerkbar. Hier sind natürlich Synonyma und erzwungener Gleichlaut, wie „Heils- und Heulsarmee“, die Träger besonders frappirender Unlogik oder die raffinierten Behälter scheußlicher Trivialitäten. Der Schmerz heuschelnde Behruf bei solchen Kalauern beweist, daß bei dieser Form von Logik eine kleine Verrenkung, eine Knickung im Denkapparat vollzogen wird, was man den Kennern berliner Gepflogenheiten, glaube ich, nicht näher auseinander zu setzen nöthig hat. Uebrigens ist es geradezu verhängnißvoll, wenn Jemand sein Gehirn auf diese Wortantithese dressirt und sich zu einer

Art geistigen Jongleurs oder Schlangenmenschen ausgebildet. Das kann förmlich zu einer Kalanermanie, einer leider verbreiteten Form von Geisteskrankheit, ausarten.

Wird der Kontrast durch ganze Sätze ausgedrückt, so erhalten wir die Antithese, das Paradox, das Aphorisma, das Aperçu. Auch hier werden logisch unvereinbare Dinge mit verblüffender Sicherheit in gegenseitigen Kontrast gestellt. Die Fliegenden Blätter enthalten eine Fundgrube solcher Weisheitsprüche in Form kontrastirender Antithesen. Wer sie sammelte, könnte ein Weisheitsbuch herausgeben. Besondere Kontraste entstehen, wenn rein syntaktisch ein Satz anders konstruiert wird, als er in unser aller Bewußtsein ursprünglich lautete: „Lerne zu! Leiden!“ (Lerne zu leiden!) Hierher gehören auch die fürchterlichen modernen Imperative: „Kaiser Wilhelm! Dent' mal!“ „Play! Vor dem Opernhause!“ Es ist aber doch ein Beweis für die Auffuggerbarkeit rhythmischer Antithesen, daß man solches Zeug nicht hören kann, ohne wenigstens zu lächeln. Der Kontrast ist erzwungen im Gehirn, — man kann ihn nicht abwehren, gerade so wenig, wie man den Lichtstrahl hemmen kann, wenn er einmal die Netzhaut getroffen hat. Wird die Kontraststimmung erzwungen durch raffinirtere und behutsamere Irreführung der Logik, so wird, wie in der Anekdote, der humoristischen Erzählung, künstlich die Phantasie in eine Sackgasse gelockt, ein historisches Kolorit auffuggerirt, — und plötzlich gelangt der Zuhörer an den Assoziationsknick, an die Gedankengabelung, weil der Erzähler mit plötzlichem Ruck der elektrischen Bahn den Gegenstrom giebt. Dabei kann dann die Anekdote sowohl im Wortwitz wie im Sachwitz enden, d. h. der Kontrast kann durch einen Doppelsinn eines Begriffes oder durch doppelte Sachauffassung bedingt sein.

Es ist nur natürlich, daß die obszönen Witze hier eine hervorragende Stellung haben. Ich gebe gern zu, daß diese Witze manchmal von besonderer Trefflichkeit sind. Das kommt aber daher, daß die präde Verhüllung aller, auch der natürlichen und an sich nicht obszönen Realitäten es dem Spötter so leicht macht, die Idee der guten Sitte und das Bedürfnis der Natur in eine Art sensationeller, rasch überrumpelnder Konflikte zu bringen. Die schlimmste Art ist natürlich die Jote, bei der es nur auf obszöne Kontrastierung von Einzelvorstellungen ankommt, während ein fein sexualistischer Kontrast auch den sensitiosten Geistern durch zierlichste Sinnverschlingung Heiterkeit zu erregen vermag. Wir schmunzeln mit Sympathie: die da gezeigten Menschlichkeiten sind ja auch die unseren. Aber diese Dinge müssen, um wahrhaft humoristisch wirken zu können, doch einen bezenten und fein umschleierten, intimen Charakter tragen. Uebrigens giebt es durchaus sentimentale und cholerische Formen dieser Kontrastierung von Pruderie und Naturbestimmung, wie der französische Sexualismus (Zola, Maupassant) und der Satanismus be-

weisen, aus denen oft ein gerechter Zorn gegen die kulturelle Verkümmernng und Verschnürung menschlicher Natürlichkeiten und gegen die gesellschaftliche Fesselung des Naturrechtes aufspritzt.

Wird nun der Kontrast zweier Weltanschauungen dauernd von dem Humoristen festgehalten und dauernd dem Hörer oder Leser auffuggerirt, so gelangen wir zur humoristischen Novelle, zum humoristischen Roman, zum Lustspiel. Unbedingt gehört auch hier zur Humormwirkung immer das Ueberraschende, Plöbliche, Unerwartete, um eine Lauchstimmung zu erzeugen; denn der Konflikt der Ideen allein kann eben so gut zu Tragik oder zum Problem wie zur Humoreske verwandt werden, erst die Art der Behandlung ergibt die Variante: die Tragik erörtert langsam und unerbittlich logisch auf beiden Seiten konsequent die widerstreitenden Ideen, sie erweist sie beide als berechtigt und läßt die eine oder die andere Weltanschauung scheitern; das Problemstück kommt überhaupt zu keiner definitiven Entscheidung, sondern zu einem Fragezeichen; die Humoreske läßt plöblich in überraschender Weise das Ideale am Felsen alltäglicher Vernünftigkeit zerschellen. Man erinnere sich nur, wie im Don Quixote die frante ritterherrliche Illusion stets an der Wehlsack-Feistigkeit des kerngesunden Sancho zergehen muß wie die Butter an der Sonne und wie bei Goethe die sentimentale, weichliche Wolkenlangerei des Dr. Faust von der cynisch-grandiosen Sicherheit des Teufels zerzaust wird. Für den künstlerischen Humor, d. h. für die aktive Erzeugung humoristischer Stimmung, ist der Besitz des Rufenkusses unerläßlich. Jeder große Humorist ist auch ein großer Dichter. Die dichterische Erzeugung des Humors ist Eins mit einer großen, frei schaltenden und haltenden Phantasie, die im Reich des Realen eben so gut zu Hause ist wie auf den Gletscherhöhen des Idealen. „Wurzeln mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde“, darf nur eine solche Phantasie es sich erlauben, neugierig ihr Lodenhaupt in die Wolken zu strecken, um es zum Totlachen komisch zu finden, daß auch jenseits von Gut und Böse nur mit Wasser gekocht wird. Der die humoristischen Gestalten produzierende Mimiker bedarf neben einer dem Dichter kongenialen Phantasie einer stark physisch wirkenden Suggestivfähigkeit: er muß sein können, was er scheint. Versagt dem Dichter oder dem Mimen die Fähigkeit, ihre innere Anschauung zu suggeriren, so verfallen sie dem passiven Humor, der tragische Seiten hat. Ihm verfällt auch jedes ernste Wollen, wenn dem präventösen Anlauf die Unzulänglichkeit des Menschlichen unvermuthet und plöblich ein Bein stellt. . . Ich muß leider darauf verzichten, an dieser Stelle näher auseinanderzusetzen, in welcher Weise das Humoristische allein in dem Medium der Situationen vielstrahlig gebrochen werden kann. Die Situation-komik nimmt ja den breitesten Raum auf den Brettern der Bühne ein und es ist jedem Theaterbesucher nun gewiß leicht, in jedem Falle nachzuweisen,

warum diese oder jene Situation humoristische Stimmungen erzeugt, warum ein Lächeln mit prasselnden Lachsalven von oft lawinenähnlicher, elementarer Gewalt wechselt. Je schärfer und plötzlicher kontrastirt von Dichtung und Regie die Situationen herausgearbeitet, je weiter die Funkenkonduktoren durch gespaltene Phantasieethätigkeit von einander gesperrt sind, um so sicherer wird die Katastrophe im Schachte der unterminirten Logik herbeigeführt und um so energischer wird der induzirte Energiestrom auf die Telegraphendrähte zum Ministerium der Heiterkeit abgelenkt. Irrthum, Verwechslung, Täuschung, Verummung, Verstellung sind hier die fast schon farbenblassen Requisiten, die aber an einer gewissen Unsterblichkeit zu leiden scheinen. Die Operette und komische Oper mit ihrem Liebeshumor, dem graziosen Schäferspiel, die Posse und der Schwanke, die sich die gewagtesten Situationen erlauben dürfen, bis hinauf zum echten Lustspiel, das die reale Wahrheit einer sozialen oder individuellen Idee in Kontrast mit den schiefen, egoistischen Gesellschaftsürleben zu stellen versucht: sie alle krönten ihr Leben nur, wenn sie im Einzelnen wie im Ganzen Bewußtsein, Wahrnehmung, Phantasie, Reflexion zu fortwährenden gegenseitigen Vocksprüngen zu zwingen vermögen. Eine richtige Burleske muthet uns geradezu eine geistige Sidzadepilepie der wechselndsten, plötzlichen Ein- und Ausschaltungen unserer Phantasie zu, so daß uns die kontrastirenden Ideen im Schädel herum fliegen wie die Erbsen in einem geschüttelten Topf. Uebrigens will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß im gewöhnlichen Leben gerade bei der sentimentalsten Gemüthsverfassung, bei feierlichen, ja der Trauer geweihten Situationen der Humor, dieser Dieb aller Würde, einen wahren Einbruch in das Allerheiligste unserer Vorstellungen wagen darf. Es war unbegreiflich komisch, als meine Großtante am Sarge einer Verwandten bei einem Nährungs-kollaps aller Anwesenden statt des Taschentuches eine in der Eile eingestrichelte Nachtmütze aus ihrem weitfaltigen Kleide zog, um sich damit die Thränen zu trocknen. Es war von rührender Komik, als ein treuer, greiser Ehegatte, dem seine gute Alte gestorben war, aus Bett der Leiche eine Riesen-Kaffeetasse brachte und diese leider zwecklose Handlung also motivirte: „Ich hab'n ihr nun zwanzig Jahre jeden Morgen so ans Bett getragen, nun kanns schon noch drei Tage so bleiben!“ Das ist eine Form von Humor, die an melancholischen oder Galgenhumor streift. Sicher ist, daß Feierlichkeiten der prunkvollen Trauer leicht umspringende, humoristische, spöttische, komische Gegenströme freimachen, die oft einen besonders explosiven Charakter aus gespannter Kontrastirung erhalten können. Es ist nicht schön, aber wahr, daß die Menschen niemals so ausgelassen zu werden geneigt sind wie nach einer großen Beerdigung, und die rohe Sitte der Schmausereien nach solchen Akten beweist nur diesen realistischen Lebensbethätigungstrieb selbst angesichts des Todes, der mit zu Tische sitzt.

Diesen objektiven Schattirungen der humoristischen Kontraste durch Sprache, Personen und Situationen reiht sich nun die Nuancirung an, die der Humor erfährt durch die vielstrahlige Brechung an der psychischen Disposition des Individuums oder einer ganzen Rasse, durch das Prisma des Temperamentes. Ich kann hier nur skizziren, daß vom Wesen des Temperamentes Dessen, auf den unsere Kontraste von Idee und Realität wirken, eine jede die besonderen Formen des Humors: Komik, Possirlichkeit, Hohn, Geißelung, Ironie, Satire, Spott, Wit, Schalkhaftigkeit, Grazie, Galgenhumor, Drolligkeit, komische Exzentrizität, direkt abhängig sind. Je nachdem ein Individuum von sanguinischem, cholericischem, phlegmatischem, melancholischem, resignirtem, pedantischem, nervösem, phantastischem Grundtemperament ist, je nachdem in einem Volke dieses oder jenes Temperament vorherrscht: in zwingend paralleler Weise äußert sich auch sein Humor in besonders wohlcharakterisirten Formen, wobei natürlich, wie bei den Temperamenten, die Uebergänge und verwandte Dispositionen eine Kombinationen- und Variationenreihe völlig unbegrenzter Buntschiedigkeit zuläßt. Auch muß bemerkt werden, daß auch bei der selben Person die Grundstimmungen variiren; wir haben nicht immer ein gleichwinkliges Prisma, nicht immer eine gleichmäßige Grunddisposition in unserem Gemüth; wir können eben noch phlegmatisch sein: im nächsten Augenblick macht uns ein Reiz sanguinisch oder choleric; oder unsere Morgenmelancholie und unsern Aufstehpessimismus stimmt ein Täßchen Kaffee, ein Gläschen Cognac in beweglicheren Optimismus; und wieder ein anderes Mal treffen die Komplementärfarben der beiden Weltbilder auf ein Eisprisma von Indolenz, Phlegma und Resignation.

Unstreitig ist auch das Komische nur eine besondere Form des Humoristischen: sie sind Zwillingsgeschwister der Bastardehe zwischen Ideal und Real. Im Humor sehe ich eine subjektive oder objektive Gemüthsverfassung, die Komik ist ein subjektives oder objektives Mittel, diese Gemüthsconference herbeizuführen. Mir will scheinen, daß zur komischen Wirkung ein gewisser phlegmatisch-pedantischer Rhythmus der Aktionen gehört, der diese dem Drolligen verwandte Wirkung ausübt. Der gewissermaßen verhaltene, scheinbar unbekümmerte, unengagirte, trodene Humor ist um so komischer, je gleichmäßiger und verhaltener seine rhythmische Aktion nebst der ihm begleitenden Mimik gestaltet ist. Er verzicht keine Miene, der Träger des trodenen Humors; eine beinahe apathische Typizität seines Gesichtsausdruckes trägt dazu bei, den Kontrast seiner realen Opposition gegen die Illusion auf rhythmischem, Imitation erzwingendem, d. h. ansteckendem Wege zu verstärken. Man betrachte daraufhin einmal aufmerksam unsere Komiker, Engels, Gutherz, Thomas, Alexander, Bollmer, Bendix. Bei Allen ein ganz bestimmter typischer Rhythmus ihrer Bewegungen, eine gewisse scheinbar

unbetheiligte Gleichförmigkeit und schalkhafte, absichtliche Lässigkeit ihres Gesichtsausdruckes: hängende Mundwinkel, pedantische, schläfrige oder närrisch verkniffene Augen, Rundspitzen, schlärfenden, ziehenden Gang, schleppende oder besonders singende, meist monotone, thyrische Sprache im Indifferenzton, dazu womöglich restrainartige, immer wiederkehrende Gesten und sprichwortähnliche und scharf pointirte Satzbildung. Es ist der besonders kontrastirende, gleichmäßige, scheinbar träge, pedantische Rhythmus, der die Komik macht, auch beim Tappen des Bären, bei den Bewegungen der Dickhäuter, bei denen wir eben wie beim passiv oder aktiv komischen Menschen ein besonderes Phlegma, eine besondere närrische Indolenz und langsame Leitung gegen die schnellen Reizwechsel des Lebens vermuthen. Sanguinische Thiere, die Katzen, die Hunde, die Mäuse, nennen wir gleichfalls drollig, ihr schnellerer Rhythmus giebt aber ihrer Komik etwas dem Schnippischen, dem Schalkhaften, dem Possirlichen Verwandtes. Es kann also unstreitig der Rhythmus, in dem der Kontrast sich kundgiebt, die Formen des Humors modeln und färben. Entscheidender aber ist für die Aeußerungsweise der empfundenen oder dargestellten Kontraststimmung dennoch das Temperament, weil ja auch der Rhythmus geistiger Bewegung wesentlich vom Temperamente bestimmt ist. So wird der Sanguiniker sich meist des schnell kontrastirbaren Wortwitzes bedienen, wie auch der geistreiche Witz, das *Aperçu*, fast das ausschließliche Mittel des Humors des sanguinischsten Volkes, der Franzosen, ist. Dem Choliker ist der Hohn, die Geißelung, die Ironie, die Satire das Mittel der Kontrastirung; und die besondere Grazie der Spanier hat den wundervollen Ritterhumor des Cervantes im Don Quixote gezeitigt, diesem unverwundlich ehernen Monument humoristisch-wehmüthiger Weltanschauung. Die sanfte Melancholie der Germanen äußert sich in dem einzigen, herzenstiefen, gemüthvoll sentimentalischen Humor, dem wir die überquellenden Labtränke aus den Meisterwerken eines Dickens, Reuter, Gottfried Keller, Raabe und Anderer verdanken. Feines gemischt cholischer-sentimentales Temperament zeitigte die poetischen Blüthensträuße, in denen Rosen um Dornenkronen geflochten sind, darin wechselnd Thau- und Blutstropfen aufleuchten. Der Amerikaner, dessen Seele nach großen Dimensionen haftet, erzeugte auch einen phantastischen, großdimensionalen, exzentrischen Humor, der in Edgar Poe, Mark Twain, Bret Harte die schöpferischen Organe erhalten hat. Endlich führt der Lebensverzicht, die tiefe Resignation, zu einer Form der Kontrastirung des eigenen, völl verlorenen Daseins mit einer bewußt ideellen, aber unlogischen Lebensbejahung zum Galgenhumor, dessen Typus jener Verbrecher verkörpert, der, auf dem Karren zum Schaffot geführt, der herbei strömenden Menge zurief: „Kinder, lauft nicht so: che ich nicht komme, geht es ja doch nicht los!“ Hier ist der Kontrast geradezu



umgekehrt. Während sonst der Humorist tief innerlich sein Leben bejaht und es doch in der Idee gleichsam spielend entwerthet, fühlt der arme Schächer sein Leben verloren und bejaht es spielend nur in der Idee. Das ist typisch für jede Form von Galgenhumor.

In jedem Falle ist also der Humor eine angeborene Gabe der vielseitigen Betrachtungsfähigkeit der Welt und ihrer Erscheinungen, so verwandt der Kunst, weil er, wie sie, des Rhythmus so dringend bedarf, Kunst aber Rhythmus ist, verwandt der Philosophie, weil er, wie sie, die Wahrheit über Alles liebt, verwandt endlich und entsprungen aus dem tiefsten Schachte des Gemüthes, wo die Edelsteine Gerechtigkeit und Menschlichkeit ihre ewigen Kristalle wahren. Der Humor ist ein unbestechlicher Richter, er ist eine Majestät, die mit einem Worte dekretirt: es soll dem Rechte freier Lauf gelassen werden; ein Henker, der den Betrügnern den Lügenflitter und die Maske vom Antlitz reißt, ein Evangelist, der es versteht, die starren Formeln der sozialen Fragen selbst mit einem Himmelslächeln zu lösen, und ein Tröster, der über alle Noth Goldkörner des reinen Gewissens und des unvernichbaren Muthes der Persönlichkeit streut. „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe“, wenn der Witz die Klinge kreuzt; und für manches drohende Gewitter ward ein einziges Scherzeswort zu rechter Zeit schon oft ein Blitzableiter, der den blauen Himmel heiterer Einigkeit herbei zauberte. Der Humor ist ein Erzieher des Volkes, ein Dokument seines Gemüthslebens, eine Schatzkammer des Reichthumes seiner Seele.

Dr. Karl Ludwig Schleich.



## Generationen.

**I**n unseren Stuben riecht es am Donnerstag nach Tomaten, am Sonntag nach Gänsebraten und jeden Montag ist Wäsche. So sind die Tage: der rotze, der fette, der feilige. Außerdem giebt es noch die Lage hinter der Glasthür; oder eigentlich einen einzigen Tag aus Kühle, Seide und Sandelholz. Das Licht darin ist gesteht, fein, silbern, still; Ruß, Sturm, Värm und Fliegen kommen nicht mit herein wie in alle anderen Stuben. Und doch ist nur die Glasthür dazwischen; aber sie ist wie zwanzig echerne Thore, oder wie eine Brücke, die nicht enden will, oder wie ein Fluß mit einer unsicheren Fähre von Ufer zu Ufer.

Selten kommt Jemand hinüber und erkennt nach und nach, tief in der Dämmerung: über dem Sofa, groß, in Goldrahmen, der Großvater, die Großmutter. Es sind enge, ovale Brustbilder, aber Beide haben ihre Hände hineingehoben, so mühsam Das gewesen sein mag. Es wären keine Portraits ge-

worden ohne diese Hände, hinter denen sie leise und bescheiden hingelegt haben, alle Tage lang. Diese Hände hatten das Leben gehabt und die Arbeit, die Sehnsucht und die Sorge, waren mutzig und jung gewesen und sind müde und alt geworden, während sie selbst nur fromme, ehrsüchtige Zuschauer dieser Geschichte waren. Ihre Mienen blieben mäßig irgendwo weit vom Leben und hatten nichts zu thun, als einander langsam ähnlich zu werden. Und in den Goldrahmen über dem Sofa sehen sie wie Geschwister aus. Aber dann stehen mit einem Male ihre Hände vor den schwarzen Sonntagskleidern und verrathen sie.

Die eine, hart krampfzig, rücksichtslos, sagt: So ist das Leben. Die andere, blaß, bang, voll Härlichkeit, sagt: Sieben Kinder — oh! Und einmal ist der blonde Enkel dabei, hört die Hände und denkt: diese Hand ist wie der Vater, und meint die harte, narbige damit. Und vor der bleichen Hand fühlt er: wie die Mutter ist sie. Die Ähnlichkeit ist groß; und der Knabe weiß, daß die Eltern sich nicht gern so sehen mögen; deshalb kommen sie selten in den Salon. Sie passen in die Stuben, die voll sind von lautem Licht, und in den Wechsel der Tage, die bald roth von Tomaten, bald dumpf von Soda sind. Denn Das ist das Leben. Und es bleibt Alles in ihren Zügen hängen wie einst an den Händen der Großeltern. Ein paar Hände sind sie und nichts dahinter.

Hinter der Glasthür sind seltsame Gedanken. Die hohen, halbblinden Spiegel wiederholen immerfort, als müßten sie auswendig lernen: der Großvater, die Großmutter. Und die Albums auf der gehäkelten Tischbede sind voll davon: Großvater, Großmutter, Großvater, Großmutter. Natürlich stehen die steilen Stühle ehrsüchtigvoll herum: als ob sie einander eben erst vorgestellt wären und gerade die ersten Phrasen tauschten: „Sehr angenehm“ oder: „Sie gebeten, lange hier zu bleiben?“ oder so etwas Höfliches. Und dann verstummen sie ganz, sagen gleichsam: „Bitte“, wenn die Spieluhr beginnt: „Zingilligin . . .“ Und sie singt mit ihrer welken, winzigen Stimme ein Menuet. Das Lied bleibt eine Weile über den Dingen und sichert dann in die vielen dunklen Spiegel hinein und ruht in ihnen wie Silber in Seen.

In einer Ecke steht der Enkel und ist wie von van Dyck. Er möchte so heißen, daß man seinen Namen zur Spieluhr singen könnte, denn er hat plötzlich das Gefühl: Kampf und Krankheit sind es nicht, auch nicht die Sorgen und das tägliche Brot und der Wäschetag und alles Andere, was mit uns draußen in den engen Stuben wohnt. Das wirkliche Leben ist wie dieses „Zingilligin“ . . . Es kann nehmen und schenken, kann Dich Bettler rufen oder König und tief oder traurig machen je nachdem, — aber es kann nicht das Gesicht bang oder zornig verzerrten und es kann auch — verzeih, Großpapa — es kann auch die Hände nicht hart und häßlich machen wie Deine.

Das war nur so ein breites, dunkles Gefühl in dem blonden Knaben. Wie ein Hintergrund, vor dem andere kleine Kindergebanten standen wie Bleisoldaten. Aber er empfand es doch und vielleicht lebt ers einmal.

Schmargendorf.

Rainer Maria Rilke.



## Selbstanzeigen.

**Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen des Konzertsals,** erläutert von E. Humperdinck, Dr. F. Riemann, Prof. J. Knorr und Andern nebst einer Einleitung über die Entwicklung und Bedeutung dieser Kunstformen. Verlag von Bockhold in Frankfurt a. M.

Die Leser, die die „Musikführer“ des Verlages von Bockhold, jene allgemein verständlich abgefaßten, mit zahlreichen Notenbeispielen illustrierten Erläuterungen von Meisterwerken der Tonkunst, schon kennen, werden, gleich Jenen, die bisher solche populäre Besprechungen vermifften, mit Freude das Erscheinen dieser Novität begrüßen. Der Verlag hat es unternommen, in dem vorliegenden Bande (dem fünften von „Musiker und ihre Werke“) ein Sammelwerk für den Konzertbesucher und Musikfreund zusammenzustellen, das mit seiner Reichhaltigkeit und Anordnung des Materials allen Ansprüchen gerecht werden dürfte. Auf 411 Seiten Text bietet das Buch die bedeutendsten Symphonien und symphonischen Dichtungen von Haydn bis auf unsere Tage so dargestellt, daß jeder einigermaßen musikkundige Laie sich ohne Mühe an der Hand der Besprechungen in das Verständniß der Kompositionen hineinleben kann. Jeder Sondererläuterung ist ein Vorwort über Entstehung, Erstaufführung des Tonstückes, auch eventuelle Bemerkungen des Autors über sein Opus u. s. w. enthaltend, beigelegt. Damit jedoch der Kunstfreund das Schaffen der Meister in den Kunstformen der Symphonie und symphonischen Dichtung besser verstehen und sachgemäß beurtheilen könne, wurde der Sammlung eine Einleitung vorangestellt, die es sich zur Aufgabe macht, die geschichtliche Entwicklung dieser Kompositionsformen leichtfaßlich und interessant zu berücksichtigen, so daß die Leser in dieser Abhandlung Alles finden, was auf die Entstehung und Fortentwicklung der erläuterten Werke in ihrer äußeren und inneren Gestaltung Bezug hat. Die Einzelwerke und ihre Schöpfer treten durch diese gemeinsamen, vom Verfasser besonders hervorgehobenen Beziehungen zur Gesamtentwicklung in einen innigen Konnex und werden so vom Leser bezw. Hörer als nothwendige Glieder einer von Meisterhänden geschaffenen Kette empfunden und gewürdigt. Die Einzelercheinungen streben auf diese Weise zum Ganzen; und vom Ganzen aus wird wiederum das Einzelne verstanden. Das Buch ist in handlicher Form und vorzüglicher Ausstattung (eleganten Weinwand-Einband) für fünf Mark zu kaufen.

Frankfurt a. M.

H. Bockhammer.



**Sebastian Kluge.** Ein Volksbuch von C. G. Salzmänn. (Geb. 1744, gest. 1811.) Für die Gegenwart bearbeitet von Eugen Holani. Mit einem Geleitwort vom Lic. Dr. Karl Leimbach, Kgl. Provinzialschulrath in Breslau. Glogau, Verlag von Karl Flemming.

C. G. Salzmänn, der edle Menschenfreund, war nicht nur ein Erzieher der Jugend, der seine berühmte Gründung, die Schnepfenthaler Erziehungsanstalt,

gewidmet war, sondern auch ein Lehrer und Unterweiser des gesammten Volkes, dem er seine Erzählungen schenkte. Es wäre nach meiner Ansicht ein Verlust, wenn diese ausgezeichneten Volksschriften dem deutschen Volk verloren gehen sollten. Aber ein einfacher Neudruck dieser Erzählungen wäre keine Wiedergewinnung, denn Salzmann stand als Schriftsteller viel zu sehr im Banne seiner Zeit, als daß das Volk, für das er seine Erzählungen schrieb, in unseren Tagen diese Schriften verstehen oder auch nur an ihnen Geschmack finden könnte. Ich habe deshalb den Versuch gemacht, den Inhalt einer Erzählung Salzmanns den heutigen Lebensverhältnissen dadurch anzupassen, daß ich theils einige Kapitel seiner in die Form einer einfachen Lebensgeschichte gekleideten Erzählung ausmerzte, andere ummodellte, auch Weniges hinzufügte und im Ganzen so zart vorging, daß, wie ich glaube, der „Sebastian Kluge“ doch eine echt salzmannische Gestalt geblieben ist, deren Verwandung nur ein Bißchen modernisirt wurde. Daß mir bei dem ersten Schritt, den ich auf dem Wege der Wiedergewinnung dieser Schriften that, gleich die Unterstützung pädagogischer Kreise zu Theil ward, da, ohne mein Zuthun, ein so hervorragender Schulmann wie Veimbach auf Veranlassung der Verlagshandlung dem Buch ein freundliches Geleitwort gab, bin ich wohl berechtigt, als eine dankenswerthe Anerkennung meiner Bestrebungen aufzufassen.

Dresden.

Eugen Solani.



### Ursprung und Zweck der Poesie. Karl Hendell & Co., Zürich.

Hochgeehrter Herr Garten, in den letzten acht Monaten sind rasch hinter einander eine Anzahl kleinerer Schriften von mir erschienen. Die erste Schrift behandelt den „Ursprung der Poesie“. Bekanntlich hat Aristoteles den Ursprung der Poesie in den Nachahmungstrieb gelegt. Ich halte diese Meinung für falsch. Aristoteles hat die mehr äußerliche Nachahmung des Artisten oder gar Handwerkers nicht recht von der wesentlich aus dem Inneren schaffenden Kraft des Künstlers zu scheiden gewußt. Die echte Poesie hat ihren alleinigen Ursprung in der Leidenschaft, und zwar in der vornehmlich unbefriedigten Leidenschaft, so daß man sie auch ohne Weiteres eine Tochter des Leidens nennen kann. Ein solches dichterisch fruchtbares Leid aber entspringt wiederum einzig dem Gegensatz von ursprünglicher Natur und gesellschaftlicher Unnatur. Die zweite Schrift, „Dichterische Ideale“, unternimmt es, an zwei leuchtenden Beispielen nachzuweisen, was auf dem Gebiete des Liedes nicht Poesie ist. Nach ihr sind Horaz und Heine nicht mehr echte, d. h. naive Dichter, sondern lediglich Artisten der Empfindsamkeit und der Verständigkeit. Die dritte Schrift, „Das Wesen des Tragischen in alter und neuer Zeit“, erlaubt sich, die lessingische Uebertragung und Erläuterung des allbekannten aristotelischen Satzes über Mitleid und Furcht zu werfen. In der Voraussetzung, auch Aristoteles habe schon gewußt, daß Mitleid und Furcht keine Leidenschaften, sondern nur Gefühlsregungen seien, und auf Grund der tragischen Wirkungen, die shakespeareische Tragödien auf eine leidenschaftlich bewegte Seele auszuströmen pflegen, habe ich dem griechischen Satz nachstehende Uebersetzung gegeben: „Die Tragödie ist die Nachbildung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung, die durch Erregung von Mitleid die Befreiung der menschlichen Brust von der

Leidenschaft überhaupt bewirkt.“ Die Anregung zu dieser Schrift verdanke ich zum Theil dem ganz vortrefflichen Jakob Bernays — nicht mit Michael zu verwechseln —, der als Einziger seit hundert und mehr Jahren den aristotelischen Satz mit Ein- und Umsicht erörterte . . . und dafür verdienstermaßen gänzlich in Vergessenheit gerieth. Die vierte Schrift trägt den Titel: „Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans“. Angesichts der unförmlichen Masse, die jahraus, jahrein unter dem Namen „Roman“ auf den literarischen Markt geworfen wird, und angesichts der kunstvoll beschränkten Gebilde, mit denen große Dichter ab und zu den für Kunst empfänglichen Sinn zu beglücken verstanden, schien es endlich einmal an der Zeit, die Frage nach einer „Kunstform“ des Romans ausführlicher zu beantworten. Diese vier Schriften sind unter dem Sammttitel „Ursprung und Zweck der Poesie“ erschienen. Ihr ganz ergebener

Wien. Emil Mauerhof.



**Werkzettel, Charlottenburg, 1898.** Verlag von Max Simson.

Als ich in Ihrem geschätzten Blatt zum ersten Male das Wort „Selbstanzeige“ las, hatte es für mich einen entschieden kriminalistischen Beigeschmack. Da hat Jemand ein Verbrechen begangen und nun zeigt er sich selbst an. Er übergiebt sich mit gebundenen Händen dem Gericht und hofft, durch das offene Bekenntniß wenigstens mildernde Umstände zu erwirken. Heute bin ich ebenfalls geständig. Ich habe eine neue Sammlung von Epigrammen veröffentlicht, aber auf mildernde Umstände werde ich kaum rechnen dürfen, da ich schon zum dritten Male rückfällig bin. „Aus heiterem Himmel“ nannte sich die erste Sammlung, nach mehreren Jahren erschien die zweite unter dem Titel „Ausrichtigkeiten“ und nun bringe ich in dem „Werkzettel“ zum dritten Male vor die Leser, was mir über Leben und Gesellschaft, Literatur und Theater, alte und neue Kunst in den Sinn gekommen ist. Sind Irrthümer darunter, so tröstet mich das Bewußtsein, daß man sie leicht entdecken wird, denn in den fargen Raum von vier Zeilen lassen sich Thorheiten nicht so leicht verstopfen wie in umfangreichen gelehrten Büchern. Vieles ist aus der Anregung des Tages unmittelbar entsprungen; andere Aenien suchen wieder mit der erlaubten Knappheit eines Richterpruches die Summe aus einer langen Reihe von Eindrücken zu ziehen. Der Autor hat nicht die Sprache, — die Sprache haben den Autor gefunden. . . Und wenn diese Pfeile hier und da, in frohlicher Unverschämtheit, über die Grenze schnellen, so sei es gestattet, den Sprüchen des Buches als Epilog noch einen neuen hinzuzufügen:

„Die Wahrheit geht selten auf ohne Bruch  
In einem gedrängten, wortfargen Spruch.  
Doch giebt's da nicht Klauseln noch Verwahrungen . . .  
Sind eben Endreime von Erfahrungen.“

Oscar Blumenthal.



## Rothschild's Geige.

Das Städtchen war klein, elender als ein Dorf, und in ihm wohnten fast nur alte Leute, die ganz vereinzelt starben. Im Krankenhaus aber und in der Strafanstalt wurden wenige Särge gebraucht. So ging das Geschäft recht schlecht. In einer Gouvernementsstadt hätte Jakob als Sargmacher sicher ein Haus sein Eigen genannt; hier lebte er kümmerlich wie ein Ruschik in einer alten Hütte mit nur einem Zimmer. In diesem Zimmer hausten: er, Marfa, ein Ofen, eine zweischläferige Bettstelle, die Särge, die Hobelbank und sämmtliches Hausgeräth. Jakob machte schöne Särge, dauerhafte . . ., Ruschiks und Bürgerleuten, Jedem nach seinem Maß, wobei nie ein Versehen vorkam, da größer und stärker als er, trotz seinen siebenzig Jahren, Niemand war, auch im Gefängniß nicht; bei Vornehmen aber und Weibern nahm er mit einer eisernen Elle Maß. Aufträge auf Kinder särge nahm er höchst ungern an, führte sie nach Gutdünken aus und bemerkte jedesmal, wenn er Bezahlung erhielt: „Rusch sagen: viel Vergnügen hat man nicht davon.“

Außer dem Handwerk brachte ihm noch etwas Anderes kleinen Verdienst ein: sein Weigenspiel. Auf Hochzeiten im Städtchen musizirte meist eine Judenkapelle, unter dem Klempner Moses Schaffläs, der über die Hälfte der Einnahme stets für sich behielt. Und da Jakob sehr schön Geige spielte, namentlich russische Lieder, so lud Schaffläs ihn manchmal für fünfzig Kopelen den Tag, ohne die Geschenke von den Gästen, in sein Orchester ein. Wenn Jakob dann im Orchester saß, begann zunächst sein Gesicht zu schwitzen und sich zu röthen; denn es war heiß und roch zum Ersticken nach Knoblauch; die Geige winselte; am rechten Ohr röchelte der Kontrabaß, am linken meinte die Fiddle, die ein dünner, suchsrother Jude mit einem ganzen Neg rother und blauer Kederchen im Gesicht spielte. Er führte den Namen des bekannten reichen Mannes Rothschild. Und dieser Rothschild hatte die verfluchte Angewohnheit, die allerlustigsten Stücke traurig zu spielen. Ohne jeden ersichtlichen Grund wurde Jakob allmählich von Haß und Verachtung gegen die Juden erfüllt, namentlich gegen Rothschild; er suchte Handel mit ihm, beschimpfte ihn und wollte ihn einmal sogar prügeln. Rothschild that beleidigt, sah Jakob grimmig an und sagte: „Wann ich Sie nicht verehrte um's Talent, wärn Sie längst hinausgeflogen.“ Dann weinte er. Dieses Streites wegen wurde Jakob nur selten, im Falle äußerster Noth, wenn einer der Juden fehlte, ins Orchester gebeten.

Jakob war niemals gut gestimmt, da er beständig große Verluste erlitt. Sonntags zum Beispiel und an Feiertagen war Arbeiten Sünde; der Montag war ein Unglückstag, — und so kamen gegen zweihundert Tage im Jahr zusammen, an denen man die Hände in den Schoß legen mußte. Das war ein Verlust. Wenn in dem Städtchen eine Hochzeit ohne Rusch gefeiert wurde oder wenn Schaffläs den Jakob nicht einlud, so war Das wieder ein Verlust. Der Polizeinspektor lag zwei Jahre krank — er litt an der Auszehrung — und Jakob wartete voll Ungeduld, bis er sterben würde; aber der Inspektor fuhr zur ärztlichen Behandlung in die Gouvernementsstadt und da überfiel ihn der Tod. Das bedeutete einen Verlust von mindestens zehn Rubeln, denn der Inspektor hätte einen theuren Sarg bekommen. Die Verlustgedanken beschäf-

tigten Jakob meist nachts; neben ihm auf dem Bett lag die Geige, und wenn die dummen Gedanken durch den Kopf zogen, berührte er die Saiten; die Geige gab in der Dunkelheit einen Ton von sich; dann wurde ihm leichter.

Am sechsten Mai des vorigen Jahres wurde Marfa plötzlich krank. Die Alte athmete schwer, trank viel Wasser und taumelte; aber trotzdem heizte sie morgens den Ofen und ging nach Wasser. Abends legte sie sich. Jakob spielte den ganzen Tag Geige. Als es dunkel ward, nahm er das Buch, in das jeden Tag die Verluste eingetragen wurden, und begann, aus Langeweile, den Jahresüberschlag zu machen. kamen über zweitausend Rubel heraus. Das erschütterte Jakob so sehr, daß er das Buch zu Boden warf und mit Füßen trat. Und wieder rechnete er lange und athmete schwer. Er überlegte, daß diese tausend Rubel, auf die Bank getragen, jährlich an Zinsen brächten . . . na, mindestens vierzig Rubel; natürlich wieder Verlust! Kurz, man mochte sehen, wohin man wollte; überall Verlust und nichts als Verlust!

„Jakob“, rief Marfa plötzlich, „ich sterbe!“

Er sah sein Weib an. Ihr Gesicht war röthlich von der Hitze und ungewöhnlich hell und fröhlich. Jakob kannte es nicht anders als blaß, furchtjam und unglücklich; er wurde bestürzt. Es sah wirklich aus, als stürbe Marfa und wäre froh, aus dieser Hütte, von den Särgen und von Jakob fortzukommen. Sie schaute an die Decke und bewegte die Lippen und ihr Gesichtsausdruck war verflücht, als sähe sie den Tod, ihren Befreier, und flüsterte mit ihm.

Es dümmerte bereits, durch das Fenster konnte man die Morgenröthe brennen sehen. Jakob betrachtete die Alte; und dabei fiel ihm plötzlich ein, daß er sie ihr ganzes Leben lang nicht einmal freundlich behandelt oder bedauert habe, daß er nicht einmal auf den Gedanken gekommen war, ihr ein Tüchlein zu kaufen oder von den Hochzeiten etwas Süßes mitzubringen, sondern sie nur angeschrien, wegen der Verluste ausgehollten hatte und mit geballten Fäusten auf sie losgegangen war. Allerdings hatte er sie nicht geschlagen, aber sie ward doch eingeschüchtert und blieb jedesmal starr vor Schreck. Ja, er ließ sie nicht einmal Thee trinken, weil die Ausgaben auch so schon groß genug waren; und sie trank heißes Wasser. Und er verstand, warum ihr Gesicht jetzt so sonderbar und fröhlich war, und ihm wurde recht schwer ums Herz.

Als der Morgen kam, ließ er vom Nachbarn ein Pferd und fuhr Marfa ins Krankenhaus. Hier war eine ganze Anzahl Kranker versammelt; er mußte also warten, drei Stunden lang. Zu seiner Freude empfing die Kranken nicht der Doktor, der selbst krank war, sondern der Feldscher Mojim Nikolaitsch, von dem es in der Stadt allgemein hieß, daß er, obgleich ein Trinker und Grobian, doch mehr verstände als der Doktor selbst.

„Ergebenst guten Tag“, sagte Jakob, als er die Alte ins Empfangszimmer geführt hatte. „Entschuldigt, daß wir Euch immer mit unseren Kleinigkeiten belästigen. Belieben zu sehen, mein Gegenstand ist erkrankt, die Lebensgefährtin, wie man sich ausdrückt, entschuldigt das Wort . . .“

Die grauen Brauen runzelnd und den Wadenbart streichelnd, begann der Feldscher die Alte zu untersuchen. Sie sah still auf einem Schemel; geträumt und hager, spitznäsigt, mit offenem Munde, ähnelte sie einem Vogel, der trinken will. „Hum . . . ja . . . So . . .“ meinte langsam der Feldscher und räusperte sich. „In-

fluenza, Fieber, vielleicht . . . in der Stadt geht Typhus um. Nun, die Alte hat ja, Gott sei Dank, schon ein Weilchen gelebt . . . Wie alt ist sie?"

„In einem Jahr wird sie siebzig, Nazim Nikolaitsch.“

„Eine schöne Spanne Zeit.“

„Bewiß, sehr richtig bemerkt, Nazim Nikolaitsch,“ sagte Jakob mit höflichem Lächeln, „wir danken unterthänigst für Eure Freundlichkeit, aber erlaubt die Bemerkung, daß Jeder doch gern leben möchte. . .“

„Ei, warum nicht gar!“ sagte der Feldscher in einem Tone, als wenn es von ihm abhinge, ob die Alte am Leben bliebe oder stirbe. „Nun, mein Lieber, Du wirfst ihr auf den Kopf einen kalten Umschlag thun und wirfst ihr dieses Pulver geben, zweimal am Tage. Und jetzt auf Wiedersehen.“

Am Ausdruck seines Gesichtes sah Jakob, daß die Sache schlecht stand und daß hier Pulver schon nicht mehr helfen konnte; ihm war jetzt klar, daß Marfa sehr bald sterben würde, nicht heute, aber morgen. . . Er stieß den Feldscher mit dem Ellbogen an, zwinkerte mit dem Auge und sagte halblaut: „Schredspöpfle sehen, Nazim Nikolaitsch?“

„I Bewahre! Rimm Deine Alte und geh mit Gott.“

„Habt Erbarmen!“ flehte Jakob, „Ihr selbst geruht zu wissen: wenn bei ihr, sagen wir der Bauch krank ist oder etwas Inneres, dann helfen Pulver und Tropfen, aber Dieses ist doch Erkältung und bei Erkältung ist das Erste Blut ablassen, Nazim Nikolaitsch.“

Aber der Feldscher rief schon den folgenden Kranken und in das Empfangszimmer trat eine Frau mit einem Knaben.

„Scher Dich weg,“ sagte er finster zu Jakob, „was weißt Du von Erkältung!“

„So seht ihr wenigstens Blutegel! Wir wollen ewig für Euch beten!“

Da ward der Feldscher zornig und schrie:

„Jetzt red' noch ein Wort, dann . . .!“

Auch Jakob wurde böse und ganz roth im Gesicht, aber er sagte keine Silbe, sondern nahm Marfa bei der Hand und führte sie aus dem Empfangszimmer. Erst als Beide in der Telega saßen, brummte er mit einem finsternen Blick auf das Krankenhaus: „ . . . Netze Künstler eingesetzt! Einem Reichen hätten sie schon Schredspöpfle gegeben, aber bei dem Armen ist ihnen auch ein Blutegel zu schade! Seid verflucht!“

Als sie nach Hause kamen und in die Hütte eingetreten waren, stand Marfa wohl zehn Minuten aufrecht gegen den Ofen gelehnt. Sie glaubte, wenn sie sich hinlegte, würde Jakob wieder von Verlusten reden und sie schelten, weil sie nicht arbeiten wollte. Aber Jakob sah sie bekümmert an und dachte, daß morgen „Johannes der Gottesgelehrte“ sei, übermorgen „Nikolas der Wunderthäter“, dann Sonntag, dann Montag, ein Unglückstag. . . Vier Tage, an denen man nicht arbeiten dürfte! Sicher würde Marfa an einem dieser Tage sterben; man mußte also den Sarg heute machen. Er holte seine eiserne Elle hervor, trat zur Alten und nahm ihr Maß. Dann legte sie sich nieder, er aber befreuzigte sich und machte sich daran, den Sarg herzustellen.

Als die Arbeit fertig war, setzte Jakob die Brille auf und schrieb in sein Buch:



„Marfa Iwanowna,

Ein Sarg . . . . . 2 Rbl. 40 Kop.“

Und er athmete auf. Die Alte lag die ganze Zeit über schweigend mit geschlossenen Augen da. Abends, als es dunkel wurde, rief sie plötzlich den Alten.

„Weißt Du noch, Jakob?“ fragte sie ihn freudig, „weißt Du? Vor fünfzig Jahren gab uns Gott ein Kindchen mit blondem Haar . . . Da saßen wir zusammen am Fluß und sangen Lieder . . . unter der Weide.“ Und traurig lächelnd fuhr sie fort: „Das Kindchen ist gestorben.“

Jakob strengte sein Gedächtniß an, konnte sich aber durchaus nicht an ein Kind oder eine Weide erinnern.

„Du schwagest Unsinn,“ sagte er.

Dann kam der Pfarrer, gab ihr das Heilige Abendmahl und die letzte Oelung. Nachher begann Marfa etwas Unverständliches zu murmeln, — und gegen Morgen verschied sie. Nachbarrinnen wuschen den Leichnam, kleideten ihn an und legten ihn in den Sarg. Um nicht den Küster extra bezahlen zu müssen, las Jakob selbst einen Psalm; für das Grab nahm man ihm nichts ab, da der Totengräber sein Gebatter war. Vier Russtifs trugen den Sarg auf den Kirchhof, aber nicht für Geld, sondern aus Gefälligkeit. Hinter dem Sarge schritten alte Weiber, ein paar Bettler, zwei Blödsinnige; und das begegnende Volk bekreuzigte sich andächtig. Jakob war sehr zufrieden, daß Alles so wohlthätig und billig abging und daß kein Verlust damit verbunden war. Als er von Marfa Abschied nahm, strich er mit der Hand über den Sarg und dachte: eine schöne Arbeit! Bei der Heimkehr vom Kirchhof aber packte ihn der Gram. Ihm war unwohl. Sein Athem ging heiß und schwer, die Beine wurden schwach, es zog ihn zum Trinken. . . Und dann flogen wieder alle möglichen Gedanken durch seinen Kopf. Abermals fiel ihm ein, daß er sein ganzes Leben lang nicht einmal Marfa bedauert oder freundlich behandelt hätte. Die zweiundfünfzig Jahre, die sie in einer Hütte verlebt hatten, waren lang genug gewesen, aber er hatte während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht; nicht so viel, als wäre sie ein Hund oder eine Katze! Und dabei hatte sie jeden Tag den Ofen geheizt, hatte gekocht und gebadet, war nach Wasser gegangen, hatte Holz gehauen, hatte mit ihm in einem Bett geschlafen, und wenn er betrunken von einer Hochzeit heimgekehrt war, hatte sie jedesmal behutsam seine Weige an die Wand gehängt und ihn ins Bett gepackt, — und alles Das schweigend, mit schüchternem, bekümmerten Gesicht. . .

Jetzt war er schon nicht mehr abgeneigt, ihr eine Kleinigkeit zu kaufen, aber Das war nun unmöglich; dazu war es schon zu spät. . .

Lächelnd und nickend begegnete ihm Rothschild. „Ich suche Sie, Freundchen,“ sagte er liebenswürdig; „Moses Schaskäs läßt schön grüßen und bitten, doch einmal zu ihm zu kommen.“

Aber Jakob war gar nicht danach zu Muth. Er hätte am Liebsten geweint.

„Laß mich,“ sagte er und ging weiter.

„Wie heißt, laß mich?“ Rothschild wurde unruhig und hüpfte vor Jakob her. „Moses Schaskäs wird jain beleidigt! Er läßt bitten!“

Jakob erschien es widerwärtig, daß der Jude außer Athem war, daß er blinzelte und so viele Sommerprossen hatte. Es war in der That ein häßlicher Anblick, wie die dünne, gebrechliche Gestalt in dem grünen Rock mit dunklen Flecken hin und her sprang.

„Was überläufft Du mich, Knoblauch!“ schrie Jakob. „Bleib weg!“

Der Jude ward böse und fing auch zu schreien an. „Bitte, reben Se etwas laiser, sonst fliegen Se durch den Zaun!“

„Aus den Augen, Du Hund!“ brüllte Jakob und stürzte mit geballter Faust auf Rothshild los; „fort, Grindiger, oder ich schlage Dir die dreckige Seele aus dem Leib!“

Rothshild wurde leichenbläß vor Furcht, sank in die Knie und suchte mit den Händen über dem Kopf herum, als schüze er sich vor Schlägen; dann sprang er mit einem Satz in die Höhe und rannte fort. Die Jungen freuten sich über den Anblick und stürzten Rothshild nach mit dem Ruf: „Zieh! Zieh!“ Die Hunde setzten auch mit Gebell hinterdrein. . . Ein Pfiff erkündete; das Gebell wurde lauter, böhartiger. . . Dann mußte einer der Hunde den Rothshild gebissen haben, denn man hörte einen gellenden Verzweiflungsschrei.

Jakob ging langsam hinterdrein, bog dann am Fluß ab und kam nach Hause. Nachts, im Traum, erschien ihm Marfa, die im Profil einem Vogel gleich, der trinken will, und das blasser, jämmerliche Gesicht Rothshilds, und viele Schnauzen bewegten sich von allen Seiten heran und brummt von Verlusten. . . Er wälzte sich von einer Seite auf die andere und stand wohl fünfmal auf, um zu trinken. Morgens erhob er sich mit Anstrengung und ging nach dem Krankenhaus. Maxim Nikolaitsch befahl ihm, kalte Umschläge auf den Kopf zu legen, und gab ihm Pulver; an seinem Gesichtsausdruck und Ton merkte Jakob, daß die Sache schlecht stände und daß Pulver hier schon nicht mehr nützte. Als er dann nach Hause ging, überlegte er, daß man vom Tode eigentlich nur Vortheil habe: man brauchte weder zu essen noch zu trinken, noch Abgaben zu bezahlen, noch die Leute übers Ohr zu hauen; und da der Mensch nicht ein Jahr, sondern hundert, tausend Jahre im Grab lag, war der Gewinn eigentlich ungeheuer. Vom Leben hatte der Mensch Verlust und vom Tode Gewinn. . . Diese Erwägung war gewiß richtig, aber dabei kränkend und bitter: warum herrschte in der Welt die sonderbare Einrichtung, daß dieses arme Leben ganz ohne Gewinn verstrich?

Es that Jakob nicht leid, zu sterben; aber als er jetzt zu Hause die Weige sah, krampte sich sein Herz zusammen. Die Weige konnte man nicht mit ins Grab nehmen, die blieb als Waise zurück und mit ihr würde das Selbe geschehen wie mit dem Hausgeräth und mit den Särgen. . . Alles in dieser Welt ging so verloren! . . Er trat aus der Hütte und setzte sich auf die Schwelle; die Weige hielt er an die Brust gedrückt. Sinnend über das verlorene Leben, begann er zu spielen, ohne selbst zu wissen, was; aber es kam traurig heraus und Thränen flossen ihm über die Backen. Und je mehr er sann, desto trauriger sang die Weige. Da knackte zweimal die Klinke und im Pfortchen erschien Rothshild. Die Hälfte des Hofes durchschritt er kühn; aber als er Jakob sah, blieb er plötzlich stehen, schrumpfte ganz zusammen und spreizte aus Furcht die Finger, als wollte er zeigen, wie viel Uhr es sei.

„Komm nur, ich th' Dir nichts,“ sagte Jakob freundlich und winkte ihm.

Ungläubig und furchtsam begann Rothshild heranzutreten und blieb zwei Schritte vor ihm stehen.

„Haben Se Erbarmen, schlagen Se mich nicht!“ sagte er und ließ sich nieder. „Moses Schafflās hat mich wieder geschickt. Sei nicht bang, hat er ge-

sagt, geh zum Jakob und sag, ohne ihn wärs unmöglich, hat er gesagt. Mittwoch ist die Hochzeit: Herr Schapowalow giebt seine Tochter an einen feinen Mann. Es wird eine reiche Hochzeit“, fügte er hinzu und zwinkerte mit einem Auge.

„Ich kann nicht“, sagte Jakob schwer athmend. „Ich bin krank, Freund. . .“ Und wieder spielte er und Thränen tropften aus den Augen auf die Geige. Rothschild lehnte neben ihm, die Arme über der Brust gekreuzt, und hörte aufmerksam zu. Der erschreckte, ungläubige Ausdruck in seinem Gesicht wich allmählich einem seltsam leidenden; er rollte die Augen, als empfände er ein quälendes Entzücken und sagte „W—achsch! . . .“ Thränen rollten langsam über seine Wangen und tröpfelten auf den grünen Rock.

Und dann lag Jakob den ganzen Tag und grämte sich. Als abends bei der Beichte der Geistliche ihn fragte, ob ihm nicht ein besonderes Vergehen einfiel, strengte er sein schwaches Gedächtniß an und erinnerte sich an das unglückliche Gesicht Marjas und an den verzweifelten Schrei des Juden, den der Hund gebissen hatte; und er sagte kaum hörbar:

„Die Geige gebt Rothschild.“

„Gut“, antwortete der Pope.

. . . Und jetzt fragen alle Leute in der Stadt: „Woher hat Rothschild solche schöne Geige? Hat er sie gekauft, oder gestohlen, oder ist sie ihm als Pfand verfallen?“ Die Flöte hat Rothschild schon lange aufgegeben und spielt jetzt nur noch Geige. Der Bogen bringt eben so traurige Töne hervor wie früher die Flöte; aber wenn er sich bemüht, Das zu wiederholen, was Jakob spielte, als er auf der Schwelle saß, kommt etwas so Ergreifendes heraus, daß alle Hörer weinen; und er selbst rollt gegen das Ende die Augen und sagt: „W—achsch! . . .“ Und dieses neue Lied hat in der Stadt so gefallen, daß Alle Rothschild zu sich einladen und ihn nöthigen, immer wieder das schöne Stück zu spielen.

Petersburg.

Anton Tschekow.



## Geldknappheit.

„**B**en sion nehmen“ nennen es die französischen Banken, wenn sie Dreimonatwechsel beleihen, die natürlich bei Verfall gedeckt werden müssen. In dieser Form hatte man von Berlin aus große Beträge deutscher Markwechsel nach Paris gelegt; dafür war gestattet worden, Uhed abzugeben. Sicher ist nun, daß unsere Institute jetzt am Zurückzahlen sind, da zu einer Fortsetzung solcher Transaktionen immer Zwei nöthig zu sein pflegen, hier aber der eine Theil, die Franzosen, nicht mehr mitmachen will. Das wird um so fühlbarer, als England bei einem offiziellen Satz von vier Prozent überhaupt für deutsche Geldwünsche kaum noch in Betracht kommt. Wir sind also, was flüssige Mittel betrifft, wieder einmal auf uns selbst angewiesen, obgleich neben Frankreich auch Oesterreich mit seiner auf dem Rückzuge befindlichen Industrie uns schon einige Baarmittel zur Verfügung stellen könnte. Die Verlegenheit ist groß, denn die Ansprüche unserer Hütten und Fabriken an ihre Bankverbindungen haben

sich nicht allein den Verhältnissen des Geldmarktes nicht gefügt, sondern treten noch verstärkt auf, — nicht aus Uebermuth, sondern unter dem zwingenden Druck der geschäftlichen Lage: man steckt in Unternehmungen, deren einzelne Phasen schließlich baares Geld fordern. In letzter Reihe fallen fast alle diese Ansprüche auf die Reichsbank, wie die geringe Entfernung bezeugt, die heute den Privatdiskont nur noch vom Reichsbanksatz trennt. Man soll sich von der kleinen Besserung des Reichsbankausweises nicht täuschen lassen. Herr Koch wird noch auf Monate hinaus nicht prahlen dürfen, denn selbst die Optimisten unserer Bankwelt erwarten vor dem Frühling keine Milderung der jetzigen Geldverlegenheiten. Noch sind diese Verlegenheiten solider Natur, denn die Industrie arbeitet nicht etwa auf Vorrath, also in der Hoffnung auf spätere Abnahme, sondern sie hat effektive Bestellungen, deren Ende sogar skeptischen Beurtheilern noch nicht ersichtlich ist. Was aus all den Neueinrichtungen und Erweiterungen von Werkstätten werden soll, wenn das Geschäft zu stocken beginnt: diese Frage braucht uns vorläufig also nicht zu bekümmern. Einstweilen zeigen unsere gewerblichen Zustände nicht die Wesenszüge einer Schwindelperiode. Auch von dem zu hohen Kgio der deutschen Dividendenpapiere braucht man einen Rückschlag auf dem Arbeitsmarkt noch nicht zu fürchten. Nur kein allzu überschwängliches Mitleid mit unserem Anlagepublikum! Diese Leute sind doch nicht auf der Welt, um behaglich von ihren Zinsen zu leben und Andere für sich arbeiten zu lassen; sie haben nur das Recht, die Ersparnisse aus regelmäßigen Geschäften in Papieren anzulegen. Ob dabei früher sechs, später nur noch vier Prozent gemacht werden, ist für die Industrie selbst gleichgiltig, um so mehr, als die meisten Aktien ja auch noch aus Spekulation auf eine Kurssteigerung gekauft werden. Freilich sind die Zeiten, wo sich die Kommissionbanken vor dem Andrang der Kauflustigen nicht zu retten wußten, worüber: heute müssen die Kunden — wie immer in der zweiten Hälfte einer Aufschwungszeit — erst animirt werden; und solche Anregungen unterlassen die Banken jetzt weislich.

Ich glaube, daß unsere Geldverlegenheit noch unterschätzt wird und daß man nicht aufhören sollte, eifrig nach neuen Quellen zu suchen. Als meine Mittheilung, Rothschild habe sich geweigert, den Prospekt der jungen Diskontokommandit mit zu unterzeichnen, gelesen worden war, hieß es beschwichtigend, die große frankfurter Firma werde, wie ein bekanntes erstes berliner Haus, nur für Dividendenpapiere ihre Unterschrift nicht mehr hergeben. Wäre es aber nicht fast unpatriotisch, unseren Kapitalisten stets russische, argentinische, rumänische u. s. w. Papiere zu empfehlen, da aber, wo deutsche Wissenschaft sich mit Thatkraft und Unternehmungslust zu verbünden bereit ist, mit tühlem Millionärslächeln einfach den Beistand zu verweigern? Auf Mendelssohn käme es dabei erst in zweiter Linie an; ganz anders aber ist es mit dem völlig veralteten Wesen eines Welt-hauses vom Range Rothschilds. Der Chef der größten Finanzmacht, die mit ihrem ungeheuren Kapital immer neues Kapital aus unseren Zinskassen holt, muß fühlen, daß auch Reichthum verpflichtet. Wird diese Pflicht so wenig gefühlt, daß Rothschild als Privatdiskonteur überhaupt nur in abundanten Zeiten aufzutreten pflegt, so war Das bisher allensfalls noch gleichmüthig hinzunehmen; nun aber naht die Stunde, wo unsere Industrie gerade auf ihren aussichtreichsten Gebieten unbedingt neuer Ressourcen bedarf. In einem solchen Augenblick sieht man

unseren reichsten Privat- und Geschäftsmann völlig theilnahmelos dastehen, während es ihm doch ein Kinderspiel wäre, große Posten von industriellen Aktien und Obligationen wenigstens für eine Weile aufzunehmen. Rechtsmittel gegen diese Unthätigkeit, die von der ringsum geleisteten Arbeit sich seltsam abhebt, giebt es natürlich nicht; um so entschiedener müßte aber die öffentliche Meinung ihren Einfluß hier geltend machen. Längst sind die französischen und englischen Nothschilde daran gewöhnt worden, ihre Rechnung mit den nationalen Interessen zu machen; es ist Zeit, daß auch das deutsche Welthaus dazu erzogen wird. Die Aukturen unserer Börsenpresse raunen einander zu, man dürfe den frankfurter Chef nicht „drängeln“, weil er sonst bei seinen eigenartigen Stimmungen fähig sei, die Bourse des Bankhauses ganz zu schließen. Besseres als einen so unsinnigen Einfall könnten wir aber gar nicht wünschen, da ja dann die gesammte Familie den erwünschten oder unerwünschten Anlaß hätte, endlich einzugreifen und den Stillstand eines Riesengeschäftes in rüstigen Fortschritt zu verwandeln.

Aus den allgemeinen Erörterungen schwindet die Geldfrage nicht mehr. Die Börse hat mit ihr mindestens alle paar Tage zu thun, jedesmal, wenn die Rundschau zum Vösen ihrer Positionen angehalten werden soll. Die Fabrikanten erklären, bei einem Bankfuß von sechs Prozent nicht auskommen zu können; sie werden nicht bezahlt und bezahlen auch selbst nicht. Meint dann ein Aufsichtsrath, der zufällig Bankier ist, die Gesellschaft könne doch remittiren, indem sie Geld aufnehme, so erwidert wohl der Direktor, daß er keine Neigung habe, bei seinem Bankier größere Summen zu sechs Prozent zu borgen. So kam es, daß auch die geplante Fusion Loewe-Union-Schudert nur als eine Folge des ausgebehten Geldbedarfes betrachtet wurde. Die Plügligkeit des Projektes und dessen eben so jähes Scheitern hat die Gemüther sehr ernüchtert. In so ziemlich allen Aktionärkreisen bestand ein festes Vertrauen — weniger zu der absoluten Uneigennützigkeit der Direktoren und Aufsichtsräthe als — zu der Sorgfalt bei der Zubereitung neuer Finanzirungen. Jetzt hat sich über dieses Vertrauen ein Schatten gelegt, der so leicht nicht wieder schwinden wird; ein Zug des Abenteuerlichen ist sichtbar geworden und hat die vorher Sichereren erschreckt. Und Das ist am grünen, nicht etwa am dünnen Holz geschehen. Einweilen bedeutet der Austritt des Schaaffhausenschen Bankvereins aus der Schudert-Gruppe noch keinen Geldverlust, denn um Kredit geben zu können, muß man doch abundant sein. Vielleicht wäre der gescheiterte Plan noch von einer neuen Seite zu beleuchten, wenn man erst wüßte, welche Rolle dabei die Kabelfirma Felten & Guilleaume (Rülheim am Rhein) gespielt hat. Der Name dieses wichtigsten Lieferanten und früher auch Geldgebers für Schudert ist bis jetzt nicht erwähnt worden; aber auch von ihm ging, wie ich bestimmt höre, ein Anstoß aus. Uebrigens geht man jetzt, im Streben nach Popularität, mit dem Generaldirektor so streng ins Gewicht, als hätte Herr Wacker um das deutsche, ja internationale Elektrizitätsgeschäft sich nicht sehr große Verdienste erworben.

Selbst das Erscheinen des Jahresberichtes der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft ging unter solchen Umständen ziemlich spurlos vorüber; und dennoch ist dieser Bericht so lehrreich, daß alle ernstern Aktionäre wirklich gut daran thäten, die scheinbar genauesten Zeitungsreferate bei Seite zu werfen, um einfach die Bilanz selbst sorgsam durchzusehen. Sie würden dabei zu Schlüssen kommen, die

nirgends gedruckt zu finden sind. Staunen erregen hier vor Allem die offenen und stillen Abschreibungen, bei denen man sich immer wieder fragt, woher denn die reichlichen Gewinne stammen. Freilich: wer Seite 11 mit ihren Konjunktionalgeschäften durchliest und vorher die Seiten 8 und 9 gelesen hat, wo die elektrischen Bahnen besprochen werden, Der wird so manchem großen Profit rasch das Ursprungszeugniß ausstellen können. Wie harmlos liest sich, B. der Satz: „Dagegen wurden Aktien der Berliner Elektrizitätswerke, der Allgemeinen Lokal- und Straßenbahngesellschaft und der Magdeburger Straßenbahn mit Nutzen veräußert.“ Wie viele Millionen aber dieser „Nutzen“ ausmacht, ist nicht zu ersehen; dabei will ich nur an den jetzigen hohen Kurs der Magdeburger Straßenbahn erinnern. In der Bilanz muß zunächst der Mangel an Zugängen bei den einzelnen Konten auffallen. Das kann doch nur bedeuten, daß es der Gesellschaft gelungen ist, fast alle ihre Anschaffungen und Erweiterungen aus den laufenden Betriebseingängen zu decken. Wo ist Das sonst noch möglich? Mit nur einer einzigen Mark stehen zu Buch: das Inventarientkonto, die Maschinen der Glühlampenfabrik und deren Werkzeugkonto; ferner bei der großen Maschinenfabrik die Konten für Werkzeug-Modelle; bei der Apparatenfabrik die Werkzeuge und Modelle; bei der Kabelfabrik die Maschinen; und endlich das Patentkonto, — was allerdings noch nicht beweist, daß Professor Kernst für seine Glühlampe bisher nichts erhalten hat. Bei der kaum zwei Jahre alten Maschinenfabrik ist die ganze Einrichtung bereits auf 200 000 Mark heruntergeschrieben. Auch die Kabelfabrik ist erst einige Jahre alt und dennoch können die riesigen Maschinen mit nur einer Mark zu Buch stehen. Bei der Apparatenfabrik waren die Maschinen gewiß sehr theuer; heute ist der Buchwerth nur noch 200 000 Mark. Das sind die entscheidenden Punkte in diesem Geschäftsabschluß, der in Jahren des Niederganges auch ohne irgendwie drückende Abschreibungen aufgestellt werden könnte. Das war aber, so weit ich zu sehen vermochte, bis jetzt in keiner Zeitung zu lesen.

Ernüchtert hat noch die hier schon früher erwähnte Angelegenheit der Zeche Centrum, deren Erwerbung in der Generalversammlung der harpener Gesellschaft, trotz einer etwa rechtzeitig beschafften Majorität, nicht so glatt hingenommen werden dürfte. Doch sorgt schon die Direktion für den Beweis, daß die Kuxe mit 30 000 Mark pro Stück nicht zu theuer bezahlt worden sind. Da das Förderungsgebiet der Zeche Centrum ein eben so ausgedehntes wie vorzügliches ist, so läßt sich zu seinem Lobe trefflich streiten. Inzwischen erleben wir, daß die Berichte vom Kohlenmarkt mit jedem Monat besser werden, während die Kurse der Aktien im Rückgang bleiben. Die Interessenten fürchten eben, daß ihnen nicht der ganze Nutzen aus der Konjunktur zufließen oder mindestens ein Theil auf Umwegen in andere Kanäle abgeleitet werden könnte. Bemerkenswerth ist im Kampf der Händler um die Kohle, die sie nicht bekommen können, der besondere Mangel an Hausbrandkohle. Dieser Mangel ist so fühlbar, daß sich Fachleute vergebens den Kopf darüber zerbrechen, wo denn gerade diese wichtige Kohlen-gattung bleiben möge. Zum Theil ist die ziemlich neue Erscheinung wohl aus dem steigenden Wachsthum unserer Städtebevölkerungen zu erklären; auf dem Lande ist man ja an anderes Heizmaterial gewöhnt. . . Mit der Disziplin in dem großen Syndikat ist es aus. Die beinahe bedeutsamste Umachung, die Fördervereinschränkung, steht nämlich nur noch auf dem Papier. Bei einer Nachfrage wie der heutigen muß eben jede Zeche zunächst für sich selbst sorgen. Bluto.